Malaio-polyn... forschungen

Renward Brandstetter

Malaio-Polynesische Forschungen

von

Prof. Dr. Renward Brandstetter,

Mitglied der Gesellschaft für Künste und Wissenschaften in Batavia
und des indischen Institutes im Haag.

Zweite Reihe.

I.

Die Geschichte von Djajalankara.

Ein makassarischer Roman in deutscher Sprache nacherzählt.

Luzern
Verlag der Buchhandlung Geschw. Doleschal
Nachfolger J. Eisenring.
1898.

Orientierung.

Die makassarischen Studien haben den verdienstvollen niederländischen Gelehrten Dr. *B. F. Matthes* zu ihrem Begründer. Matthes hat die erste makassarische Grammatik verfasst, welche bis jetzt auch die einzige geblieben ist, er hat ein treffliches Wörterbuch und eine umfangreiche Textsammlung sowie mehrere Monographien herausgegeben. Auch sind von ihm verschiedene Schriften religiösen und populärwissenschaftlichen Inhalts in makassarischer Sprache, für die Eingebornen bestimmt, erschienen.

An die makassarischen Studien von Matthes reihen sich die von Prof. Dr. *G. K. Niemann,* dem ich meine Kenntnis des Makassarischen verdanke.

Die Makassaren bewohnen neben den Bugiern die südwestliche Halbinsel von Celebes, sowie einige kleinere umliegende Eilande. Das makassarische Idiom, mit dem bugischen nahe verwandt, gehört zu den interessantern, aber auch schwierigern Abzweigungen des malaio-polynesischen Sprachstammes. Besondere Mühe verursacht dem Studium auch die sehr unvollkommene Schreibung.

Die Litteratur der Makassaren ist ziemlich reichhaltig. Den poetischen Erzeugnissen, welche Matthes herausgegeben, hat er auch die Übersetzung ins Niederländische beigefügt, dagegen giebt es nur von wenig Prosastücken geringen Umfanges Übertragungen.

Das grösste publizierte Prosawerk der Makassaren und zugleich eines der interessantesten ist die *Paupauwang Djajalankara,* die Geschichte von Djajalankara, herausgegeben von Matthes in der makassarischen Chrestomathie, S. 1 ff. Diese

Pp. Dj., halb Roman, halb Märchen, ist bei den Eingebornen sehr geschätzt; auch Bugier, welche des Makassarischen kundig sind, lesen sie, so war sie z. B. eine Erholungslektüre der Indona I-Bətje, der Schwester des auf Südcelebes so berühmten bugischen Prinzen Ambona-Salengke.

Allerdings ist die Fabel der Pp. Dj. nicht originell makassarisch. Das Malaiische besitzt einen Roman mit ähnlichem Titel und ähnlichem Inhalt, und es kann nicht bezweifelt werden, dass die makassarische Bearbeitung mit der malaiischen im Zusammenhang steht, und zwar wohl so, dass die erstere der letztern nachgebildet ist. Der malaiische Text, von dem nur wenige Handschriften existieren, ist noch nicht gedruckt. Ferner giebt es auch javanische Bearbeitungen eines Romans, der einen ähnlichen Titel hat. Endlich ist nicht unwahrscheinlich, dass man die ursprüngliche Heimat der Pp. Dj. auf dem asiatischen Festlande suchen muss.

Verfasser, Zeit und Ort der Abfassung der Pp. Dj. sind unbekannt.

Wenn nun die Fabel unseres Romans auch der Fremde entlehnt ist, so ist derselbe unter der Hand des makassarischen Bearbeiters doch ein durchaus makassarisches Eigengewächs geworden. Die Sitten, Gebräuche, Anschauungen, die uns vorgeführt werden, sind echt makassarisch, resp. allgemein indonesisch, und wenn sich in der Pp. Dj. der Mohammedanismus recht breit macht, so darf man nicht übersehen, dass dieser eben ein fester Bestandteil des indonesischen Volkstums geworden ist. Daher kann man die Pp. Dj. unbedenklich als Quelle für ethnographische Forschungen benutzen. Am interessantesten in dieser Hinsicht sind die Schilderungen der drei Hochzeiten; man vergleiche damit die Ausführungen von Matthes in seinen Monographien „Über die Bissu's“ und „Beiträge zur Ethnologie von Südcelebes.“

Die meisten Eigennamen der Pp. Dj. sind entweder arabisch oder basieren auf dem Sanskrit; so ist Masere = arabisch Miçr „Ägypten“, Raanadewi = altindisch ratna + dêvi. Den Namen Djajalankara deutet der Roman selber. Darnach besteht er aus djaja = altindisch jaya „Sieg“ und lankara = malaiisch langkara, javanisch ləngkara „undenkbar, unmöglich“. Die Deutung des

zweiten Bestandteils dürfte indes kaum richtig sein; ich erkenne darin das bekannte Sanskritwort für „Schmuck“, dessen Anlaut mit dem Auslaut von Djaja verschmolz. Der Name der Wunderblume ist identisch mit der altindischen Bezeichnung des Safrans, lautlich etwas geändert: „kumakuma“. Die beiden Wörter „djaja“ und „langkara“ kommen sonst in der makassarischen Sprache nicht vor, „kumakuma“ dagegen ist zu einem Ausdruck des täglichen Lebens geworden, indem es eine Art wohlriechendes Holz bezeichnet. Parangi ist entstanden aus dem europäischen „Franke“, was für ein Land aber dem Verfasser vorschwebte, ist nicht auszumachen.

Alle Eigennamen der Pp. Dj. betont der Makassare auf der zweitletzten Silbe, mit Ausnahme von Masere, welches den Akzent auf der ersten hat. Der Nasal in Djajalankara und Parangi ist guttural, daher wäre die genauere Schreibung desselben n mit einem Punkt darüber, oder nach der gangbaren niederländischen Transskription ng, also: Djajalangkara und Paranggi.

Da in der Pp. Dj. Erzählung, Schilderung, Gespräch, Rede, Brief in mannigfaltigster Weise abwechseln, und da, abgesehen von einer gewissen Vorliebe des Verfassers für Fremdwörter, die Sprache rein ist, so kann unser Roman von allen publizierten Texten am besten für das Studium des makassarischen Idioms verwendet werden. So mag denn meine Übertragung auch als sprachliches Hülfsmittel dienen; damit dieser Zweck noch besser erreicht werde, folgen im Anhang einige Stellen in wörtlicher Übersetzung.

Noch einige Bemerkungen über die Grundsätze, die mich bei meiner Übersetzerarbeit geleitet haben. Da die Diktion der Pp. Dj. recht weitschweifig ist, und da Wiederholungen häufig sind — als Beispiel mögen die Schilderungen der drei Hochzeiten dienen, die ich in extenso, samt den Wiederholungen, aufgenommen habe — so gebe ich eine Übertragung in gekürzter Form, jedoch so, dass nichts Wichtiges, Charakteristisches übergangen oder verwischt ist. Um zu verhüten, dass meine Übersetzung ein undeutsches Gepräge bekomme, habe ich Titulaturen, technische Ausdrücke und ähnliches, so gut es gieng, durch deutsche Bezeichnungen ersetzt; ich rede also nicht von „Gallarrang's“, sondern von „Vorstehern des Volkes“, nicht von

einer „Baruga“, sondern von einer „öffentlichen Halle“ etc. Bei den Stellen, die einer nähern Erklärung bedürfen, so bei poke-banrangang S. 121, etc. habe ich die Erläuterung mit dem Text meiner Übersetzung verflochten, um so besondere Anmerkungen zu vermeiden.

Mit dieser Übersetzung der Pp. Dj. beginne ich eine neue Reihe meiner malaio-polynesischen Forschungen in verändertem Format. Im Verlaufe gedenke ich namentlich auch die Idiome der Philippinen in den Kreis meiner Betrachtung zu ziehen.

Villa Roos bei Luzern, im Spätherbst 1898.

Der Verfasser.

Die Geschichte von Djajalankara.

Im Namen des gütigen und barmherzigen Gottes, zu dem wir um Hilfe rufen. Dies ist die Geschichte von Djajalankara. Es war einst ein König im Lande Tjinasumpe, er hiess Radja Adjang. Ein mächtiger Fürst, gebot er über nahe und ferne Länder. Die Kunde von seinen Herrschertugenden wurde von Volk zu Volk getragen, überall pries man seinen edeln Sinn, sowie seine Freigebigkeit gegen Bettelmönche und gegen Arme.

Der König war schon seit längerer Zeit mit der Fürstentochter Sakandamaja vermählt, aber diese Ehe war ohne Nachkommenschaft geblieben. Die Sehnsucht der beiden Gatten nach Kindersegen und ihr Schmerz, dass ihr Wunsch unerfüllt blieb, war unbeschreiblich. Da keimte im Herzen des Königs der Gedanke, eine zweite Gemahlin zu wählen. „Vielleicht wird dann mein Wunsch erfüllt. Bleibe ich aber ohne Nachkommen, was nützt mir all mein Herrschertum? Wenn ich einst sterbe, habe ich keinen Nachfolger.“ Der Gedanke wurde zur Tat, der König vermählte sich eine zweite Prinzessin an, die ihm einen Sohn gebar, dem der König den Namen Mukaddang gab. Die Königin erfreute ihren Gemahl noch mit einem zweiten Sohne, welcher den Namen Mukaddeng erhielt. Die beiden Brüder sahen einander ganz ähnlich. Es lässt sich nicht mit Worten ausdrücken, wie gross die Freude des Königs über seine beiden Sprossen war. Seit nun die zweite Gemahlin dem Könige Leibeserben geschenkt hatte, fieng er an, seine erste Gattin, die eigentliche Königin, zu vernachlässigen.

Die beiden Prinzen waren sieben Jahre alt geworden. Jetzt begann der Unterricht. Auf Geheiss des Vaters wurden

sie zuerst im Koran unterwiesen, bis sie völlig in die Lehre des Propheten eingeweiht waren. Darnach lernten sie, mit den Waffen, mit Lanze, Bogen, Schwert umgehen, sowie reiten; und endlich wurde ihnen das höhere Wissen mitgeteilt. In allem erwarben sie die Zufriedenheit des Vaters.

Wie die Königin Sakandamaja merkte, dass des Königs Neigung zu ihr erkaltete, weil sie ihm keinen Thronerben geschenkt, so zog herber Gram in ihrem Herzen ein. Sie verschmähte Speise und Trank und magerte zusehends ab. Endlich wandte sie sich im Gebet an Allah den Allerhöchsten, die Hände gen Himmel erhoben, flehte sie: „O mein Herr und König, du kennst den Wunsch deiner Dienerin.“ So rief sie vierzig Tage und vierzig Nächte lang, Allah beschwörend, ihr einen schönen, mutigen, weisen Sohn zu schenken.

Allah erhörte das Gebet der Königin Sakandamaja und offenbarte an ihr seine Allmacht und seine Herrlichkeit. Lange hatte sich der König von ihr fern gehalten, da fiel es ihm um diese Zeit ein, es war dies eine Fügung Allahs, sie in ihrem Schlafgemach aufzusuchen, und so wurde sie gesegneten Leibes. Als sie ihren Zustand fühlte und ihn dem Könige zu wissen that, kehrte unbeschreibliche Freude in sein Herz ein.

Die Kunde von diesem Ereignis verbreitete sich auch unter den Frauen der Minister, Räte, Reichsgrossen und Kaufleute. Alle erschienen im Palaste und brachten der Königin Früchte, wie sie Frauen in solchen Umständen mit Vorliebe geniessen. Der König selber wich nie von der Seite seiner Gattin, nicht einmal, um die gewohnten Huldigungen entgegenzunehmen. Unmöglich, seine Freude zu schildern, und sein Mitleid mit den Beschwerden, die Sakandamaja fühlte.

Endlich war ihre Zeit erfüllt. Es war ein glückverheissender Zeitpunkt, Mitte des Monats und Mitte des Tages, dazu ein Freitag, da brachte sie einen Sohn zur Welt. Das war ein wunderschönes Knäblein, wie der Vollmond war es anzusehen. Auf seiner Stirn zeigte sich ein Mal, schimmernd wie der Halbmond, strahlend wie die Sonne. Keine Blume vermochte so zu entzücken wie sein Anblick; es that recht eigentlich den Augen weh, den jungen Prinzen anzusehen. Man badete ihn nun in einer goldenen Wanne, wobei die Frauen der Minister,

Räte und Kaufleute, sowie die Dienerinnen des königlichen Palastes anwesend waren. Darnach hüllte man ihn in ein kostbares Gewand. Der König nahm ihn auf seinen Schoss und sprach: „Ich gebe meinem Sohn den Namen Djajalankara.“ Ferner befahl er seinem Schatzmeister, die Schatzkammern zu öffnen und allen Armen Gaben zukommen zu lassen. Endlich wurden Boten in alle Teile des Reiches gesandt, um zu verkünden, dass dem Könige ein Sohn geboren sei, dem er den Namen Djajalankara gegeben habe. Auf diese Botschaft hin strömten die Unterthanen des Königs, geleitet von ihren Obern, herbei, und auch neununddreissig Sterndeuter fanden sich ein.

Die Sterndeuter setzten sich vor den Fürsten hin und sprachen: „Wir bezeugen Ihnen unsere Ehrfurcht.“ Da nahm der König das Wort: „Öffnet euere Bücher und lasst euere Wissenschaft reden über meinen Sohn Djajalankara!“ Wiederum bezeugten die Sterndeuter dem Könige ihre Ehrfurcht, dann schlugen sie ihre Bücher auf, beugten sich darüber und lasen darin. Darauf erhoben sie ihre Häupter wieder und riefen einstimmig: „Allah sei Lob und Dank!“ Der König, dies bemerkend, fragte sie: „Warum thut ihr so?“ Die Sterndeuter antworteten: „Wir sagen Allah Lob und Dank, weil das Mass der Güte, die er uns erwiesen, ein übervolles ist, indem er Ihnen einen Sohn geschenkt hat, dem ein gesegnetes Leben beschieden sein wird. Denn der Tag, da er geboren worden, ist ein Glückstag sondergleichen, und das schimmernde Mal auf seiner Stirne verkündet unfehlbar, dass er ein grosser Herrscher wird, geliebt und verehrt von seinen Unterthanen.“ Diese Worte der Sterndeuter erfüllten das Herz des Königs mit hoher Freude. Dann forschte er weiter: „Ich habe meinen Sohn Djajalankara genannt, auf was weist dieser Name, was für ein Schicksal ist in ihm eingeschlossen?“ Die Sterndeuter erwiederten: „Verzeihen Sie, Majestät, unsere Wissenschaft ist die Deutung der Sterne, wenden Sie sich nun an den Weisen, welcher Namen auszulegen versteht!“ Das waren die Worte der Sterndeuter. Der König liess ihnen nun Ehrenkleider reichen. Unter ehrfurchtsvollen Dankesbezeugungen verabschiedeten sie sich und kehrten heim.

Der König berief seine ältern Söhne Mukaddang und Mukaddeng zu sich und sprach zu ihnen: „Mukaddang und Mukaddeng, geht zu dem weisen Namendeuter, er soll euch den Namen eueres Bruders, Djajalankara, dolmetschen!“ Die beiden Brüder verabschiedeten sich und begaben sich nach der Wohnung des Weisen.

Als sich Mukaddang und Mukaddeng näherten, erblickte sie der Weise. Sogleich erhob er sich aus Ehrfurcht vor den Söhnen seines Königs und redete sie an. Auch die Schüler des Meisters kamen herbei und grüssten ehrerbietig die beiden Prinzen. Nun fasste der Weise den Mukkadang mit der einen, den Mukaddeng mit der andern Hand, und so schritten die drei, nebeneinander gehend, ins Haus. Alle nahmen Platz. Jetzt richtete der Denker das Wort an die zwei Prinzen: „Meine Söhne, was ist euer Begehr, was führt das königliche Brüderpaar zu mir? Ich bin nicht ohne Besorgnis, weil ihr so unerwartet hier erscheint.“ Mukaddang und Mukaddeng sprachen: „O Weiser, es kann Ihrem Geiste nicht verborgen sein, wozu uns der König zu Ihnen geschickt hat.“ Da lächelte er und sprach: „Da habt ihr recht, meine Söhne. Ihr wollt mich über euern Bruder Djajalankara befragen. So vernehmt denn: Euerm Bruder wird ein Glück und eine Weisheit zu teil werden, wie solches noch nie einem Menschen beschieden war. Wenn ihm das Leben bleibt, so wird er ein grosser König. Was andere Menschen nicht sehen, wird er schauen, was andere Menschen nicht zustande bringen, wird von ihm vollbracht werden. Wachet daher mit allem Fleiss über euern Bruder, er ist ein Sohn des Glückes. Unter seinem Szepter wird der Reis gedeihen, und auch alle andern Gaben wird die Erde reichlich spenden, sämtliche Bedürfnisse werden um geringes Geld zu befriedigen sein, Kaufleute werden herbeiströmen, Handelsschiffe den Häfen zueilen. Der Wohlstand wird so allgemein sein, dass kein Bewohner des Landes Anlass zu Klagen haben wird. Denn dieses schimmernde Mal auf seiner Stirn, das der Sonne gleicht, verkündet, dass Djajalankara für uns das gleiche bedeuten wird, was die Sonne für die Welt. Wäre die Sonne nicht, so wäre die Welt finster, und wäre die Erde finster, so wären die Menschen übel daran. Und so wird es auch mit euerem Bruder

sein in seinem Verhältnis zu seinen Unterthanen. Und endlich sein Name Djajalankara, das ist ein wahrhaft glückverheissendes Wort. Djaja bedeutet, dass er über alle seine Feinde siegen, Lankara, dass er alles, was anderen nicht möglich ist, vollbringen wird.“

Bei diesen Worten des Denkers schlich dem Mukaddang und dem Mukaddeng der Gedanke ins Herz: „Wenn dem Djajalankara eine solche Zukunft beschieden ist, so wird er zweifelsohne einst uns in den Schatten stellen, und seine Mutter die unserige.“

Mukaddang und Mukaddeng verabschiedeten sich von dem Weisen, um den Heimweg anzutreten. Als sie seine Wohnung hinter sich hatten und nebeneinander einhergiengen, ergriff Mukaddeng die Hand des Mukaddang und sprach: „Hör' Bruder, was wollen wir nun eigentlich unserm Vater für einen Bescheid bringen?“ Mukaddang antwortete: „Bruder, mach' dir keine Sorgen, ich hab's schon bei mir überlegt und ausgesonnen, was wir zu thun, was wir dem Vater zu melden haben. Sage du nur zu allem ja, was ich thun und was ich sprechen werde. — Sicherlich, wenn wir dem Vater die Worte des Weisen eröffnen, ist's aus mit unserm Ansehen und dem unserer Mutter, Djajalankara und die ihn geboren, laufen uns den Rang ab.“

Unter solchen Gesprächen gelangten Mukaddang und Mukaddeng in ihre Heimat. Sie begaben sich sofort vor ihren königlichen Vater, begrüssten ihn und weinten dabei. Der König fragte: „Was habt ihr zu weinen, was kündet mir der Weise über die Geschicke eueres Bruders Djajalankara?“ Die beiden antworteten: „O königlicher Vater, wir haben allen Grund zu klagen, denn es ist, wie wir vernommen, etwas Schreckliches um unsern Bruder Djajalankara. Der Weise hat nämlich gesprochen: Mit diesem Djajalankara kommt der Fluch über das Land. Verbleibt er im Reiche, so missrät der Reis, und die Erde hält auch ihre andern Gaben zurück, die Kaufleute bleiben fern, Not und Teurung tritt ein, die Menschen sterben Hungers. Und nicht lange gehts, bis dieses Verderben kommt.“ Der König: „Wenn dem so ist, so müssen wir sofort den Unhold unschädlich machen.“ Mukaddang und Mukaddeng: „Sie haben recht, königlicher Vater. So lange das Verderben

noch nicht eingeschlagen hat, können wir noch Massregeln dagegen treffen, ist es aber einmal losgebrochen, so giebt es keine Rettung mehr. Es verhält sich damit wie mit einem Baum, ist er noch klein, so kann man ihn mühelos ausreissen, ist er gross, haben die Wurzeln weit um sich gefasst, so ist nicht mehr an ein Ausheben zu denken. So haben wir's auch mit unserm Bruder, solange er noch klein, ist es unschwer uns von ihm zu befreien, ist er aber mal gross, so sind wir verloren." Der König: „Was denkt ihr denn, dass wir thun sollen?" Mukaddang und Mukaddeng: „Es will uns das Herz zerreissen, sehen Sie unsere Thränen, aber es kann nicht umgangen werden, wir müssen ihn Ihrem Wohle opfern. Und wieso sollte man ihn nicht aus dem Wege schaffen dürfen? Man müsste ja auch uns, die wir doch erwachsene Männer sind, ohne weiteres töten, falls Fluch und Verderben von uns ausgehen sollte; warum dann solche Bedenken beim Djajalankara, der noch so klein ist?" Der König: „Ihr habt recht."

Der Fürst begab sich nun, begleitet von seinen Räten und von Mukaddang und Mukaddeng nach dem Gemach der Königin Sakandamaja. Djajalankara schlief da, die Mutter sass neben ihm. Der König nahm das Wort: „Weisst du, Königin, warum ich zu dir komme?" Die Königin: „Ich weiss es nicht." Der König: „Ich habe dir anzukünden, dass ich dein Kind töten will. Ich habe Boten zum Namendeuter geschickt, um ihn über die Zukunft des Djajalankara zu befragen, und diese Boten sind zurück und haben mir die Antwort des Weisen gebracht, Djajalankara sei ein Kind des Fluches." Die Königin, erschrocken: „Morden Sie mein Kind nicht; sollte es auch ein Kind des Unglücks sein, was thut das? Auch dann wird mein Herz nie zugeben, dass mein Kind erschlagen werde, und noch vor meinen Augen." Der König: „Da ist durchaus nicht zu helfen, es muss aus der Welt, denn es wird mich sonst vom Throne stürzen. Oder meinst du wirklich, wir sollen den Unhold am Leben lassen? Die Königin: „So reden Sie, mein königlicher Gemahl, und wohl mit Recht; aber sehen Sie auf mich, könnte eine Mutter zugeben, dass ihr Kind geschlachtet werde? Ich habe vierzig Tage und vierzig Nächte lang frommen Übungen obgelegen, dass mir dieses Kind geschenkt werde, ich

habe Speise und Trank verschmäht und zu Allah gefleht, und Allah hat meinem Wunsche willfahrt — und nun soll dieses Kind auf einmal des Todes schuldig sein; was hat es denn für eine Missethat verübt, dass es den Tod verdient?" Der König: „Es hat allerdings noch keine Missetat begangen, aber da es ein Kind des Fluches ist, so kann jeden Augenblick von ihm aus das Verderben über mich kommen, und das muss ich verhüten, daher werde ich es, zweifle nur nicht daran, unschädlich machen. Oder was sollte man denn mit einem solchen Scheusal anfangen?" Die Königin, schluchzend: „Wohlan, wenn mein Kind getötet werden soll, so töte man mich mit!" Denn stirbt mein Kind, und ich sterbe nicht mit ihm, so wird mein Leben nur noch eine zwecklose Qual sein. Wenn daher mein Kind hingeschlachtet wird, so wird keine Macht der Welt mich abhalten können, ihm in den Tod zu folgen." Diese Worte machten Eindruck auf den König; er dachte, es ist vielleicht doch besser, ich lasse den Djajalankara, statt ihn zu töten, bloss aus dem Lande schaffen, und seine Mutter mit ihm.

Der Herrscher berief seinen ersten Minister zu sich: „Minister, führe mir den Djajalankara samt seiner Mutter aus meinem Reiche! Eigentlich sollte er getötet werden, da sich aber seine Mutter so sehr dagegen sträubt, so mag es genügen, wenn er wegkommt, nur bringe mir ihn ja recht weit fort!"

Jetzt zog sich der Fürst in seine Gemächer zurück, und der Minister suchte die Mutter des Djajalankara auf und sprach zu ihr: „Königliche Herrin, es ist der Wille des Königs, dass Djajalankara aus dem Lande geschafft werde, und Sie mit ihm, und mir ist es übertragen, dafür zu sorgen, dass sein Befehl vollführt werde." Die Königin erhob sich sofort, mit den Worten: „O, ich bin dem Gemahl sogar dankbar, dass er mich verstösst, ja, wollte er mich töten lassen, ich würde freudig den Tod erleiden, alles, wenn ich nur nicht von meinem Kinde getrennt werde."

Sakandamaja verliess mit Djajalankara den Palast, der Minister begleitete sie, und eine grosse Menge Volkes schloss sich ihnen an. Als man drei Tage und drei Nächte gewandert war, sprach der Minister: „Königliche Herrin, sieh dort den schattigen Baum, bis dahin will ich mit dir gehen." Die Königin: „Es geschehe nach deinem Willen!"

Alles nahm Abschied von der Königin, die Leute aus dem Volke wie der Minister, und dann kehrte man heim. Der Minister begab sich vor den König und that ihm die Vollziehung seines Befehles kund. Der Fürst sprach: „Jetzt können wir, König und Volk, beruhigt sein, nun der Fluch von uns genommen ist.“

Als nach dem Weggang des Ministers die Königin Sakandamaja sich mit ihrem Sohne allein im dichten Walde befand, dachte sie bei sich: „Dies ist kein sicherer Aufenthalt für mich, denn zu viele Leute sind mit mir und dem Minister gegangen und wissen daher diesen Ort.“ Unter solchen Gedanken nahm sie den Djajalankara auf den Arm und wanderte weiter, sieben Tage und sieben Nächte lang. Durch Fügung Allahs gelangte sie endlich zu einer Felsenhöhle, deren Boden eben und frei von Unrat war. Wie sie diese Grotte betrat, kam ihr gleich in den Sinn: „Dieser Ort ist wie geschaffen für mich, bis hieher wird kein Mensch aus dem Lande meines Gatten dringen. Ich kann mich wirklich der Befürchtung nicht erwehren, der König möchte einmal auf die Idee verfallen, seinen Sohn wieder suchen zu lassen; man wird dann aber dort suchen, wo mich der Minister zurückgelassen hat, somit bin ich hier geborgen.“

Die lange Wanderung hatte die Kräfte der Mutter erschöpft, daher setzte sie ihren Sohn auf einen Stein. Djajalankara verlangte weinend nach der Brust, aber der Born der Erquickung blieb trocken, hatte ja die Königin lange der Speise und des Trankes entbehrt. Da klagte die Mutter: „Armes Kind, gerne wollte ich dir Labung spenden, aber sieh, es sind nun schon zwölf Tage, dass keine Speise in meinen Leib gelangt ist, kein Trank meinen Gaumen benetzt hat.“ Djajalankara schluchzte, von Hunger und Durst gepeinigt, immer bitterlicher, da gieng Sakandamaja weiter in die Höhle hinein, ob sie vielleicht Wasser finden könnte, doch vergebens. Jetzt wandte sie sich in ihrer Not an Allah, die Hände gen Himmel streckend, betete sie: „O Herr, du bist der Gott der Güte, du bist der Gott der Barmherzigkeit, du kennst die Bedrängnis deiner Dienerin.“ Siehe, es offenbarte sich die Huld und Gnade Gottes an der Dulderin, und daraus erhellt zugleich, dass eben Djajalankara ein Kind des Glückes war: plötzlich

sprudelte ein Quell aus dem Geklüft. Die Mutter schlürfte das Nass, ihr Durst wurde gelöscht und auch ihr Hunger schwand, und sie konnte nun ihren Sohn stillen. Die Königin Sakandamaja wählte nun diese Grotte für sich und ihren Sohn zum Aufenthalt. Djajalankara wuchs, er lernte gehen, er wagte sich aus der Höhle heraus, allerlei Spiele vertrieben ihm die Zeit.

Als er einst aus der Höhle trat, traf er draussen junge Tiger und junge Rakschasen und er spielte mit ihnen. Das wiederholte sich nun Tag für Tag. Am Morgen ergötzte er sich mit Tigern, Rakschasen, Pfauen, Greifen, Affen und Hirschen; Schwert, Lanze, Bogen, Fangstrick waren sein Spielzeug; am Nachmittag kehrte er in die Höhle zurück und brachte seiner Mutter allerlei Früchte. Menschen sah er nie, er wähnte, die Tiere wären Wesen wie er. Von Tag zu Tag gedieh Djajalankara prächtiger, und von Tag zu Tag wuchs die Freude der Mutter an ihrem Sohne. — —

Nun lebte in dieser Zeit ein König, er herrschte über das Land Madina. Dieses Reich war sehr gross, und nicht geringer war das Ansehen des Herrschers. Er hatte ein einziges Kind, eine Tochter, welche Prinzessin Raanakassijang hiess, im traulichen Gespräch aber Prinzess Nilakandi genannt wurde. Diese Prinzessin war von wunderbarer Anmut, ihr Antlitz strahlte wie der Vollmond. Wenn sie Sirih genoss und der rote Saft durch ihren Hals gieng, sah man ihn durchschimmern. Niemand lebte in dieser Zeit, der ihr an Schönheit gleichgekommen wäre. Da geschah es eines Tages, dass der König in eine Krankheit fiel. Die Ärzte wendeten alle ihre Sorgfalt an, aber zur grossen Betrübnis der Prinzessin, des Hofes und des ganzen Landes spottete die Krankheit ihrer Kunst. Auch die herbeigerufenen fremden Heilkünstler fanden keinen Rat. Endlich kam es so weit, dass der König nicht einmal mehr einen Trunk Wasser hinunterbrachte. Die Prinzessin wich Tag und Nacht nicht von der Seite ihres Vaters, und der Kummer machte ihr jede Freude am Essen und Trinken zur Unmöglichkeit. „Ach, ich unglückseliges Wesen“, so klagte sie, „ich habe keine Mutter mehr und nun soll ich den Vater auch noch verlieren!“ Und immer mehr schwand die blühende Fülle ihrer Schönheit.

In einer Nacht, da die Prinzessin am Bette ihres Vaters wachte, übernahm sie die Mattigkeit, ihr Haupt sank auf das Kopfkissen der Lagerstätte. Da sah sie in dem Augenblick des Übergangs vom Wachen zum Schlafen eine alte Frau vor sich stehen. Diese hatte weisse Haare, weisse Brauen und weisse Wimpern, und auch ihr Gewand war weiss. In den Händen trug sie einen Stock. Jetzt stand die Frau am Kopfende des Lagers und sie redete zur Tochter des Königs: „Prinzessin Raanakassijang, Prinzess Nilakandi, wie jammert mich dein Leid, wie jammert mich das Schicksal deines königlichen Vaters; und das Siechtum deines Vaters ist mit nichten eine gewöhnliche Krankheit.“ Da erwiederte die Prinzessin: „Du sagst, Greisin, du habest Mitleid mit mir, wohlan denn, so hilf mir, gieb mir ein Heilmittel für meinen duldenden Erzeuger!“ Die alte Frau versetzte: „Mein süsses Töchterchen, ich habe selber keinen Balsam für deinen Vater, aber ich weiss dir doch einen Rat, vernimm: Im Lande Masere befindet sich ein Berg und auf diesem Berg wächst die weisse Kumakumablume. Einzig diese Pflanze kann die Krankheit deines Vaters heben. Sonst kann er nicht gesund werden, aber auch nicht sterben, sondern er wird in seinem jetzigen bejammernswerten Zustand verbleiben.“ — Da verkündeten die lauten Stimmen der Hähne die Frühstunde, die Prinzessin erwachte plötzlich, die alte Frau war verschwunden.

Der Morgen war angebrochen, die Menschen hatten ihre Ruhestätte verlassen, da berief die Prinzessin durch einen Boten den ersten Minister zu sich. Der Minister fragte erschreckt: „Ist dem Könige was begegnet?“ „Nein,“ antwortete der Diener, „die Angelegenheit betrifft die Prinzessin selber, kommen Sie sofort!“ Der Minister begab sich gleich zur Prinzessin. Diese nahm das Wort: „Mein Vater, ich habe Sie herbeirufen lassen wegen eines wundersamen Traumes, den ich diese Nacht gehabt, wenn ich es wirklich einen Traum nennen darf, denn ich schlief eigentlich nicht, war aber auch nicht völlig wach. In diesem Augenblicke nun erschien mir eine alte Frau und nannte mir ein Heilmittel für meinen Vater.“ Und damit erzählte die Prinzessin dem Minister ihren Traum. Dieser hörte ihr mit wachsendem Erstaunen zu, und als sie

geendet, meinte er: „Höchst seltsam! von einer solchen Blume habe ich noch nie reden hören, um so viel weniger habe ich sie gesehen.“ Die Prinzessin: „Mein Vater, vernehmen Sie nun, was ich eigentlich von Ihnen wünsche. Rufen Sie unsere Leute zusammen und heissen Sie dieselben nach Masere gehen, um mir die Wunderblume zu holen.“ Der Minister: „Es ist natürlich nicht daran zu denken, dass Ihr Befehl nicht vollführt werde, aber eine Bemerkung müssen Sie mir gestatten, Prinzessin. Auf diesen Berg in Masere kann kein Mensch gelangen, denn er hat die Gestalt eines Sonnenschirms, er ist unten schmal und oben breit. Wie sollten es da meine Leute ankehren, um hinauf zu kommen? Und noch ein misslicher Punkt: Dieser Berg ist der Aufenthaltsort gräulicher Tiger, und nach Masere ist es sehr weit, und der Weg geht immer durch Wald, und auch in diesem Wald haust reissendes Getier. Es wäre somit schon ein Wunder, wenn sich unsere Krieger nur bis halbwegs durchschlagen könnten.“ Die Prinzessin: „Das meinen Sie, mein Vater, ich aber meine, dass unser Volk in aufrichtiger Treue an seinem unglückseligen Herrscher hängt. Daher meine ich auch, Sie sollen ohne zu zaudern unsern Leuten gebieten, die Wunderblume für mich zu holen. Ich weiss nur, dass sie hergeschafft werden muss, ich weiss nicht, dass sie nicht herbeigebracht werden kann.“

Der Minister bezeugte der Prinzessin seine Ehrfurcht und verliess sie. Er begab sich nach der öffentlichen Halle und berief auch das Volk dahin. Als dieses sich versammelt, und auch seine Vorsteher sich eingefunden hatten, richtete der Minister das Wort an die Versammlung und teilte ihr den Befehl der Prinzessin mit. Die Nennung der Wunderblume erregte allgemeine Überraschung. „Morgen in der Frühe“, so schloss der Minister, „sollt ihr aufbrechen, hundert Mann und zwei Anführer.“

Damit wurde die Versammlung entlassen. Ein jeder kehrte nach Hause zurück, der gemeine Mann wie die Vorsteher. Daheim wurde alles Frau und Kindern erzählt, und wer noch eine Mutter hatte, erzählte es auch der Mutter. Und was so der Herr des Hauses berichtete, rief allgemeines Staunen hervor, man rief: „So was haben wir noch nie gehört; das

ist eine Blume mit einem wunderbaren Namen!" „Jetzt aber lasst uns in Ruhe mit euerm Geschwätz und Gefrage", schalten schliesslich die Männer, „denn wir müssen morgen früh auf den Beinen sein. Übrigens fragt es sich, ob wir einander wiedersehen werden, denn auf dem Berge von Masere haust reissendes Getier, und s'ist sehr weit bis dahin, und am Wege lauern lauter Tiger." Am folgenden Morgen fanden sich die hundert Mann und die zwei Anführer vor dem Hause des Ministers ein, und dieser richtete einige Worte des Abschieds an sie: „So ziehet denn hin, ihr Krieger, und der Erfolg möge mit euch sein. Wendet eure Schritte wieder der Heimat zu, sobald ihr eure Aufgabe vollbracht. Mögen wir einander wiedersehen, und möge dann alles wieder sein, wie in frühern Tagen, da das Glück sich noch nicht von uns gewandt hatte!"

Die Streiter brachen auf. Tag und Nacht ohn' Unterlass marschierend, gelangten sie in die Gegend, wo die Tiger und Rakschasen ihre Schlupfwinkel hatten. Da offenbarte sich an den Kriegern Allahs unabwendbarer Wille: sie wurden samt und sonders von den wilden Tieren verzehrt, auch nicht einer entkam.

Der Minister wartete vierzehn Tage auf seine Leute, aber diese kehrten nicht zurück, nicht einmal eine Kunde von ihnen drang ins Land; und Raanakassijang wartete auf den Minister, aber der blieb ebenfalls mit seinem Bericht aus. Endlich entbot ihn die Prinzessin zu sich. Der Minister erschien und bezeugte der Königstochter seine Ehrfurcht. Diese nahm das Wort: „Mein Vater, was haben Sie mir zu berichten über die Leute, die wir nach Masere geschickt haben?" Der Minister: „Meine königliche Herrin, Allah der Allerhöchste allein weiss, was mit ihnen geschehen ist. Sie sind nicht zurückgekehrt, nicht einmal eine Kunde von ihnen ist in das Land gekommen." Die Prinzessin und der Minister beschlossen nun, zweihundert Krieger mit vier Anführern zu beauftragen, nach der zuerst ausgesandten Schar zu forschen.

Diese zweite Schar traf das gleiche Schicksal wie die erste.

Als vier Wochen verflossen waren, begab sich der Minister kummervollen Herzens zur Prinzessin. „Meine königliche Herrin, was sollen wir dazu sagen, von den Leuten, die gesucht werden, vernehmen wir nichts, und von den Leuten, die suchen,

ebenfalls nichts, und schon ist es ein Monat, dass die letztern fort sind. Ich kann mir's nicht anders deuten, als dass die wilden Tiere sie verzehrt haben, ist ja nicht einmal eine Kunde von ihnen ins Land gekommen." Die Prinzessin: „Es muss so sein, wie Sie sagen, und daher bin ich der Ansicht, Sie sollten nun alle Kriegsgrossen, die unter dem Herrscherstabe meines Vaters stehen, herberufen, aus ihnen eine auserwählte Schar bilden, ich denke, es müssten etwa vierhundert sein, und sie, mit allen Kriegsbedürfnissen zur Genüge ausgerüstet, nach Masere senden."

Der Minister verabschiedete sich und kehrte heim. Er berief brieflich sämtliche Kriegsgrossen des Reiches nach der Hauptstadt. Als sie sich eingefunden hatten, wurden sie drei Tage lang festlich bewirtet. Man traf alle nötigen Vorbereitungen, und dann brachen die vierhundert Kriegshelden nach Masere auf. Wie sie ihre Strasse dahinschritten, gab es ein Getöse, dass man das eigene Wort nicht mehr verstehen konnte, ein Getöse, vergleichbar dem Donner der Meereswogen; von ihren Waffen gieng ein Schimmer aus wie von dem Sternenheer des Himmels. So zogen sie vier Wochen lang weiter, bis sie in die Gegend kamen, wo die Tiger und Rakschasen hausten. Ein siebentägiger Kampf endete mit der gänzlichen Vertilgung des Getiers. Der Marsch wurde wieder aufgenommen Man setzte über Ströme, brach sich Bahn durch Forste, und so gieng's in einem fort, waldaus, waldein. Da kam die heisse Jahreszeit. Die Sonnenglut wurde den Kriegern unerträglich, der Durst peinigte sie, nirgends war ein Trunk Wassers aufzutreiben, und auch die Lebensmittel giengen zur Neige, und das Land Masere lag noch in weiter Ferne. Da hielten Ermattung, Hunger und Durst eine reiche Ernte, die gesamte Heldenschar fiel ihnen zum Opfer.

Die Kunde vom Untergang dieser Kriegsschar gelangte zu den Ohren des Ministers, und dieser trug sie zur Prinzessin. Diese sprach: „Jetzt weiss ich nur noch eine einzige Auskunft: Ich muss selber nach Masere gehen und die Wunderblume selber holen. Und Sie, Sie sind wie ein Vater an mir, Sie begleiten mich, Sie teilen mit mir Glück und Unglück, wie es kommen mag. Übermorgen brechen wir auf." Der Minister erwiederte: „Ich nehme Ihren Befehl auf mein Haupt."

Nun wurden alle Vorbereitungen getroffen. Die Reichsgrossen und ihre Leute versammelten sich. Waffen und Mundvorrat wurden hergeschafft, ebenso die Sänfte und der Galasonnenschirm der Prinzessin. Und als nun ein Tag von guter Vorbedeutung angebrochen war, holte der Minister Raanakassijang ab. Diese nahm Sirih und stellte dann die Marschordnung fest: voran die Krieger mit Lanze und Schild, hinter ihnen die Musikcorps mit Trommeln und Schallbecken. Darnach legte sie den Zurückbleibenden eindringlich die Sorge für ihren kranken Vater ans Herz und bestieg die Sänfte. Es folgten ihr die Männer des Reiches insgesamt, und so war das Land ohne Schutz, nur die schwachen Kräfte der Frauen blieben ihm zu seiner Verteïdigung.

Die Prinzessin zog mit ihrer Heerschar Tag und Nacht weiter. Allmählig wurden die Lebensmittel knapp und damit schlich sich Müdigkeit und Erschlaffung in die Reihen der Krieger ein. Da sprach die Prinzessin: „Ihr sollt mich nicht länger tragen, ich will zu Fuss gehen.“ Mit diesen Worten stieg sie aus, und wiederum gieng es weiter, ohne Rast und Ruh. Die Mühsale nahmen zu, bald erlag da, bald erlag dort ein Streiter dem Hunger, der Pein des Durstes, der Ermattung. „Wo sind denn meine Lanzen- und Schildträger“, fragte die Prinzessin. „Tot sind sie,“ antwortete der Minister. Weiter gieng's, immer weiter, bis man in die Gegend kam, wo die wilden Tiere hausten. Da wurden auch die letzten Begleiter der Prinzessin und des Ministers von denselben aufgezehrt. Der Minister schaute sich nach rechts, schaute sich nach links um, er erspähte keinen einzigen Krieger mehr. „O meine königliche Herrin“, sagte er zur Prinzessin, „unsere ganze Heerschar ist dahin, wir zwei sind die einzigen Überlebenden.“ Die Prinzessin sah nach rechts, sie sah nach links, sie erblickte in Wahrheit keinen Krieger mehr. Da nahm sie das Wort: „Was dünkt Sie, mein Vater, was müssen wir thun?“ Der Minister: „Nur was Sie wünschen, das dünkt mich, müssen wir thun. Indes, das Land Masere, es ist noch sehr weit bis dort, und unsere Leute sind alle tot, und — es wäre näher, wieder heimzukehren, als nach Masere zu gehen.“ Raanakassijang: „Ja, dann dünkt es mich, Sie sollen heimkehren. Gehen

Sie, sorgen Sie für meinen Vater und thun Sie Ihr Bestes dabei, ergreifen Sie auch die Zügel der Regierung, mir schwant, es möchte leider zu Hause nicht alles sein, wie es sollte, einzig Sie sind imstande, Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten. Nur eine kraftvolle Herrscherhand scheut man, aber die Hand meines Vaters ist erlahmt. Und was nun mich anbelangt, was immer Allah über mich verfügen mag, ich werde meine Schritte nicht rückwärts lenken, bis ich die Wunderblume in meinen Händen habe. Sind meine Leute tot, und kann ich meinem Vater die Genesung nicht bringen, wohlan, so ist es auch für mich besser, ich sterbe, als dass ich lebe." Bei diesen Worten weinte der Minister und die Prinzessin mit ihm. Endlich sprach der treue Diener: „Meine teure Tochter, nun denn, so geschehe es! Seien Sie in allem vorsichtig und besonnen. Möge Allah mit Ihnen sein, mögen Sie baldigst Ihr Ziel erlangen, mögen Sie glücklich wieder heimkehren, möge dann alles wieder sein, wie in den frühern Tagen, da das Glück sich noch nicht von uns gewandt hatte!"

Der Minister kehrte nach Madina zurück. Die Prinzessin zögerte einige Augenblicke, unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, dann gieng sie aufs Geratewohl weiter. Sie verlor sich im Dunkel eines dichten Forstes, so dass sie zuletzt nicht mehr wusste, in welcher Richtung der Aufgang, in welcher der Niedergang der Sonne lag. Zuletzt gelangte sie zu einem hohen Berg. Am Fusse dieses Berges befand sich eine Höhle, und in dieser hauste ein Drache von unförmlicher Grösse. Jeder Bewegung abhold, verliess er seinen Schlupfwinkel nie, mahnte ihn der Hunger, so streckte er bloss den Kopf hinaus und sog mit seinem Atem ein, was vorbeigieng. Wie nun die Prinzessin in die Nähe kam, hatte das Ungetüm gerade den Kopf hinausgereckt, und so wurde Raanakassijang von ihm eingesogen. Der Drache hatte bemerkt, dass die Prinzessin jung und von blendender Schönheit war, daher fragte er sie: „Mein Töchterchen, wer bist du, was führt dich hieher? Dieser Ort ist ja der Versteckplatz reissender Tiere, was ist eigentlich mit dir, dass Tiger und Rakschasen deiner geschont haben?" Die Prinzessin sagte: „Allah hat mich beschirmt." Dann erzählte sie dem Drachen ihr ganzes Schicksal und schilderte

ihm ergreifend das Siechtum ihres Vaters: „Keine Kunst des Arztes vermag seinem Leiden Linderung zu verschaffen, er kann weder Speise noch Trank zu sich nehmen. Wie man ihn legt, so bleibt er liegen. Er ist nur noch Haut und Gebein, und wäre die Haut nicht, so würden seine Gebeine auseinanderfallen.“

Der Drache verwunderte sich sehr über die Erzählung der Prinzessin. Und als ihm Raanakassijang sagte, sie sei willens, nach Masere zu gehen, da schlug er eine Lache auf. Sein Lachen scholl wie dröhnender Donner und dauerte lange gleich dem Gackern einer Henne, die ein Ei legen will. Endlich nahm er das Wort: „Dass deine Eltern dich zur Welt gebracht, damit haben sie sich selber die grösste Wohlthat erwiesen, denn du, ein Weib, verrichtest. aus kindlicher Liebe die Kraft schöpfend, für sie die Thaten eines Mannes. Aber höre nun: Die Wunderblume suchst du auf dem Berg von Masere. Dieser Berg nun ist von Wasser umgeben. Nur wenn der Wasserstand hoch ist, hat die Blume ihre Stätte oben auf dem Gipfel, ist er niedrig, so befindet sie sich unten, inmitten des Gewässers. Und ferner, jene Höhe ist so weit von dieser Gegend, wo ich wohne, dass ein Vogel vierzig Tage und vierzig Nächte braucht, um dorthin zu fliegen. Und endlich kannst du allein gar nicht hingelangen, sondern es muss ein Mann mit dir gehen, der Djajalankara heisst, denn dieser allein ist imstande, den Berg zu besteigen. Darum vernimm meinen wohlgemeinten Rat: Bleib unterdessen bei mir und warte auf das Kommen des Djajalankara, der seinem Vater, welcher ebenfalls schwer krank darniederliegt, den gleichen Liebesdienst erweisen will, wie du dem deinen. Ich werde euch beide an Kindesstatt annehmen und euch in aller Gefährde meinen Beistand leisten.“ Die Prinzessin willigte ein.

Unterdessen war es geschehen, dass auch der König von Tjinasumpe erkrankte. Sein Leiden war ein sehr heftiges, niemand konnte ihm helfen. Keiner von den Ärzten, Zeichendeutern und Heiligen, an die sich Mukaddang und Mukaddeng wandten, wusste Rat. Erst als sie den weisen Lokman aufsuchten, hatte der für sie einen Trost, er nannte ihnen die Wunderblume als einziges Heilmittel für ihren Vater. Die beiden

Brüder fragten: „O Lokman, du Haupt aller Denker, wo ist diese Blume zu finden, wie sieht sie aus?“ Der weise Meister erwiederte: „Meine Söhne, möge euer Herz mir nicht zürnen, aber ihr könnt diese Blume nicht selber gewinnen, das kann nur euer Bruder Djajalankara.“

Mukaddang und Mukaddeng nahmen Abschied von dem weisen Lokman und begaben sich augenblicklich nach dem Walde, wohin man vor Jahren Djajalankara und seine Mutter geführt hatte. Das Herz voll Kummer um ihren Vater, eilten sie durch pfadlose Gründe, im Dunkel des Forstes wussten sie zuletzt nicht mehr, ob es Tag oder Nacht sei. Endlich gelangten sie zur Felsenhöhle. Da erblickten sie einen wunderschönen jungen Mann, mit den Tieren der Wildnis spielend, Mukaddang und Mukaddeng meinten: „Das muss unser Bruder Djajalankara sein. Siehe, da wandelt er mit Tigern. Der Namendeuter hat also die Wahrheit gesprochen: Der Name Lankara spricht aus, dass sein Träger das, was andern nicht möglich ist, vollbringen wird. Da haben wir den Beweis vor unsern Augen.“ Nun erblickte auch Djajalankara den Mukaddang und den Mukaddeng. Er dachte bei sich: „Das werden vielleicht Menschen sein, Wesen wie ich — er hatte ja in seinem Leben noch nie Menschen gesehen, sich und seine Mutter ausgenommen — und sie wollen wahrscheinlich zu mir kommen.“ Mit diesen Gedanken näherte er sich ihnen — die Tiger schritten hinter ihm her — um den Grund ihres Kommens zu erfahren: „Woher seid ihr, ihr jungen Männer, was sucht ihr hier?“ Mukaddang und Mukaddeng: „Djajalankara, scheuche doch zuerst diese Tiger weg.“ Djajalankara dachte bei sich: „Diese jungen Männer haben offenbar Angst vor meinen Spielkameraden.“ Lächelnd hiess er die Tiere weggehen und fragte dann ein zweites Mal: „Ihr jungen Männer, was sucht ihr hier?“ Mukaddang und Mukaddeng: „Bruder Djajalankara, du sollst alles erfahren, aber sieh', wir sind dem Verschmachten nahe, gewähre uns zuerst einen Trunk Wasser!“ Djajalankara erfüllte ihren Wunsch. Da sprachen die beiden ältern Brüder wiederum: „Bruder Djajalankara, beschaffe uns Sirih, etwa ein Priemchen, sieh', lange Tage hat uns kein Bissen Speise, kein Trunk Wasser, kein Priemchen Sirih gelabt; in Mühe

und Drangsal sind wir umhergeirrt, und alles nur um dich zu suchen, Bruder Djajalankara.“ Dieser dachte bei sich: „Wenn's sich so verhält, wenn diese nur mir zulieb den Weg hieher gemacht, gehungert und gedurstet, so ziemt es sich, dass ich sie in meine Wohnung nehme.“ Vorerst fragte er aber noch: „Wie heisst ihr?“ worauf der eine antwortete: „Ich heisse Mukaddang und mein Bruder da Mukaddeng.“ Darauf führte er sie in die Höhle. Er begab sich dann allein zu jener Stelle, wo die Mutter sich aufhielt und bat sie, ihm die Beteldose zu geben. Die Mutter fragte: „Wozu willst du die Dose?“ Djajalankara antwortete: „Es sind Menschen gekommen, die aussehen wie ich, und sie haben mich um Sirih gebeten.“ Die Mutter holte die Sirihdose, und unterdessen stiegen Befürchtungen in ihr auf: „Was mögen das für Menschen sein? Sind's etwa Herren, die sich auf der Hirschjagd hieher verirrt haben? Auffällig! so lange ich hier bin, hat sich sonst niemand hieher verloren. Ich muss mir die Sache doch näher ansehen.“ Sie tat, wie sie sich vorgenommen. Wie sie den Mukaddang und den Mukaddeng erblickte, erschrak sie im Innersten: „Ach mein armes Kind, soll es noch einmal das Opfer der Tücke dieser zwei Bösewichte werden?“ Die beiden erhoben sich rasch, näherten sich ihrer Stiefmutter und unter Beteuerungen ihrer Ehrfurcht erzählten sie ihr das herbe Los des Vaters, den Rat des Lokman und ihr Umherirren im Walde: „Das alles müssen wir Ihnen erzählen, denn Djajalankara könnte mit Recht uns zürnen, sollten wir ihm das Geschick unseres gemeinsamen Vaters verschweigen.“ Da warf Djajalankara ein: „So, mein Vater ist ein grosser König, wie kommt es denn, Mutter, dass wir in der Wildnis leben?“ Die Mutter, fürchtend, Djajalankara möchte seine Brüder töten, wenn sie die Wahrheit sagte, antwortete ausweichend: „O, mein Kind, Frucht meines Herzens, Apfel meines Auges, das ist Allahs Wille, der über mich und dich gekommen ist. Frage nicht weiter, reisse nicht zwecklos eine nicht verharschte Wunde in meiner Brust auf!“

Djajalankara verspürte Hunger. Da stieg wunderbarerweise ein Tisch aus der Luft hernieder, besetzt mit köstlich duftenden, leckern Gerichten. Mukaddang und Mukaddeng sahen staunend, wie sich Allahs Gnade an ihrem Bruder offenbarte. Zu-

Ietzt liessen sich auch allerlei Früchte auf die Tafel herab. Wie die drei Brüder gesättigt waren, verschwand alles.

Da nahmen Mukaddang und Mukaddeng das Wort: „O Djajalankara, möge deine Barmherzigkeit niederträufeln auf unsern gemeinsamen Vater! Komm, hilf uns die Wunderblume holen, du allein kannst auf den Berg von Masere gelangen.“ Djajalankara erwiederte: „Gerne thue ich das, gilt es ja einem Vater einen Liebesdienst zu erweisen, der mich so gut gezeugt hat, wie euch.“

Mukaddang und Mukaddeng blieben zwei Tage in der Grotte. Da suchte Djajalankara seine Mutter auf und sprach zu ihr mit ehrerbietigen Worten: „Liebe Mutter, du hast mir das Labsal deiner Brust gespendet, zeige daher auch jetzt deine Güte an mir, lass mich mit meinen Brüdern ziehen! Was hat mein Leben für einen Wert, wenn ich nichts für meinen Erzeuger thue? Man würde mich mit Recht einen ruchlosen Sohn nennen. Drei Söhne hat mein Vater, zwei setzen alles für ihn ein, und ich sollte thatenlos zusehen, ich bin doch auch ein Mann!“ Die Mutter erwiederte erschrocken: „O Sohn, bin ich dir denn gar nichts mehr, dass du es über das Herz bringst, mich hier in der Einöde ganz allein zurückzulassen?“ Djajalankara: „Herrin, teure Mutter, ich sollte dich nicht mehr lieben und dich deshalb verlassen wollen? Glaube doch das nicht! Aber ich habe doch auch einen Vater und den liebe ich auch, Siehe, ich empfehle dich der Gnade Allahs, er möge dich schützen und schirmen hier in deiner Felsenwohnung. Lass mich ziehen, bete für mich, dass das Glück mit mir auf meinem Wege sei und dass ich dich wiedersehe.“ Die Mutter weinend: „Der Vater hat ja noch andere Söhne, du aber bist mein einziges Kind, und willst mich doch verlassen.“ Djajalankara: „Du kannst doch nicht von Verlassen reden, ich werde ja, wenn mir nichts Menschliches begegnet, sicher zu dir zurückkehren.“ Nun begann die Mutter, da sie alle ihre eindringlichen Worte ohne Erfolg sah, nachzudenken: „Es ist klar, er will durchaus gehen, daher ist's nutzlos, dass ich mich noch ferner widersetze. Und weil er so sehr darauf besteht, so ist das vielleicht ein Zeichen, dass ihm auf seiner Fahrt ein grosses Glück beschieden ist.“ Und sie gab die Erlaubnis.

Djajalankara gieng, sich mit allem Nötigen zu versehen. Vor allem vergass er nicht das, was den Mann als Mann erscheinen lässt, die Waffen. Dann suchte er seine Mutter auf, und bezeugte ihr zum Abschied seine Ehrfurcht, sich niederbeugend bis zu ihren Füssen. Unter reichlichen Thränen empfahlen sie sich gegenseitig dem Schutze Allahs. „Mögest du gesegnet sein, mögest du Ruhm erlangen unter den Menschen!" waren die letzten Worte der Mutter.

Nachdem auch Mukaddang und Mukaddeng sich verabschiedet, verliessen die drei Brüder die Höhle. Die Mutter blieb zurück, die Sehnsucht nach ihrem Sohne und das Gebet für ihn waren fortan ihre einzige Gesellschaft. Durch Wald und Feld, über Berg und Fluss führte der Weg die kühnen Wanderer, überall betrachteten sie staunend die Offenbarungen der Herrlichkeit Gottes.

Unterdessen verweilte Raanakassijang im Leibe des Drachen, auf den Djajalankara wartend. Einst fragte sie: „Wann wird der Mann kommen, von dem du mir geredet?" Lachend antwortete der Drache: „Gedulde dich noch ein Weilchen! Du wirst ihn bald sehen, er ist schon auf dem Wege hieher." Die Prinzessin: „Noch eines bekümmert mich: Ich bin schon so lange von der Heimat fern, ich weiss nicht, ob mein Vater tot oder noch am Leben ist." Der Drache: „Lass diesen Kummer fahren, es hat sich bei dir zu Hause nichts geändert."

Unterdessen war Djajalankara mit seinen Brüdern, geführt durch Allahs Macht, bei der Höhle, wo der Drache hauste, angelangt. Er sah das Ungetüm und zog, Gefahr befürchtend, sein Schwert. Mukaddang und Mukaddeng zitterten am ganzen Leibe und riefen: „O Djajalankara, lass uns schleunigst davonlaufen, sonst frisst uns das Ungeheuer." Djajalankara: „Beruhiget euch! Dieser Drache ist ein Geschöpf Allahs und nichts mehr, und wir sind auch Geschöpfe seiner Hand." Die beiden wollten sich aber nicht beschwichtigen lassen, sie wollten sich auch nicht im Gebüsche verbergen, aus Furcht vor den Tigern. Da liess sie Djajalankara hinter seinen Rücken treten, und nun waren sie getröstet Wie der Drache den Djajalankara in kriegerischer Haltung, ihm den Tod drohend, herankommen

sah, schlug er eine laute Lache auf. Darob gerieten Mukaddang und Mukaddeng in solche Angst, dass sie in Thränen ausbrachen, und zuletzt die Augen zumachten. Djajalankara schalt sie: „Seid doch nicht so zaghaft! Wer ein Mann sein will, darf den Tod nicht fürchten, das gilt so von Alters her. So steht doch ein für diesen Ehrennamen, der Mann heisst!“ Djajalankara trat nun noch näher und sprach zum Drachen: „Sag' ohne Umschweife, bist du ein Zaubergebilde oder bist du ein Geschöpf von Fleisch und Blut? Wollen wir Feinde sein oder Freunde?“ Der Drache: „Djajalankara, du bist ein Mann, du bist ein Held, ein Held der Helden; denn so lange ich hier bin, ist noch kein Mann an diesen Ort des Schreckens gekommen. Was willst du denn hier?“ Djajalankara: „Ich suche die Wunderblume, als Heilmittel für meinen kranken Vater“. Der Drache: „Gesegnet die Eltern, die sich einen solchen Sohn erzogen! Und wie es sich gerade trifft! Bei mir weilt mit dem gleichen Ziel die Prinzessin Raanakassijang, Tochter des Königs von Madina.“ Und nun erzählte der Drache die Geschichte der Prinzessin. Fortwährend steigerte sich Djajalankaras Verwunderung, seine Ehrfurcht vor diesem Weibe, das Mannesthaten wagte, und immer fester wurde er darin bestärkt, dass er, der Mann, nicht hinter ihr zurückbleiben dürfe. „Möchte es mir doch vergönnt sein, das Antlitz dieser Jungfrau zu sehen, deren Mut gleichkommt ihrer kindlichen Liebe!“ Da rief der Drache die Prinzessin: „Erscheine, Tochter des Königs von Madina! Der Mann, auf den du so lange gewartet, ist da.“ Raanakassijang stieg hinauf bis in das Maul des Drachen und sagte zu Djajalankara, sie hätte lange auf ihn geharrt, und sie that ihm auch dar, warum sie auf ihn gewartet. Djajalankara sprach: „Ich höre deine Worte, aber ich sehe leider dein Antlitz nicht!“ Da trat die Prinzessin aus dem Maule des Drachen heraus. Wie Djajalankara ihren strahlenden Liebreiz erblickte, vergleichbar dem Glanze des Vollmondes, ergriff es ihn so mächtig, dass er bewusstlos zu Boden sank. Die Prinzessin besprengte ihn mit Rosenwasser, und er kam wieder zu sich. Aufstehend sprach er bei sich selber: „Wenn das Geschöpf schon so herrlich ist, wie schön muss erst der Schöpfer sein!“ Nun fiel die Prinzessin ihrerseits in Ohnmacht,

Djajalankara sprach Gebete über sie, und sie erwachte auch wieder.

Man besprach sich über die Fahrt nach dem Berge von Masere und über die nötigen Vorbereitungen. Der Drache riet, in drei Tagen aufzubrechen, dann sei ein glückbringender Zeitpunkt. — In das Herz des Mukaddang und des Mukaddeng zog ein leidenschaftliches Verlangen nach dem Besitze der Prinzessin ein.

Als Raanakassijang die Voranstalten getroffen, im Leibe des Drachen, und der festgesetzte Tag graute, gab der Drache dem Djajalankara heilsame Räte und Ermahnungen mit auf den Weg: „Djajalankara, ich übergebe die Prinzessin Raanakassijang deiner treuen Obhut, verlasse sie nicht in guten und in bösen Tagen. Stosst ihr auf eine Gefahr oder eine Schwierigkeit, etwa beim Besteigen des Berges, so hast du nichts anderes zu thun, als an mich zu denken, und im Augenblicke bin ich bei euch und helfe euch.“ Der Drache teilte dem Djajalankara auch noch allerlei geheimes Wissen mit, das dem Manne in schwierigen Lagen erspriesslich sein kann.

Man verabschiedete sich. Unter den Glückwünschen des Drachen traten die drei Prinzen mit der Prinzessin die Fahrt an. Nachdem sie eine tüchtige Strecke gegangen, machten sie ihre erste Rast in einem Walde, unter einem grossen Baume. Die Prinzessin ruhte zur Rechten des Djajalankara, seine beiden Brüder zu seiner Linken. Mitternacht kam. Da erwachten Mukaddang und Mukaddeng, und es erwachten in ihren Herzen schnöde Gelüste. Wie sie aufstanden, um sich mit unehrbaren Absichten der Prinzessin zu nähern, wich glücklicherweise der Schlaf auch von Djajalankara, und er brachte sie mit scharfer Rüge, wie sie eine von Allah gehasste, vom Propheten verbotene That begehen wollten, wieder zur Besinnung. So gieng es jede Nacht, bis man nach Masere kam und vor dem Berge der Wunderblume stand. Waren bisher tausend Schwierigkeiten überwunden, so türmte sich jetzt die letzte, grösste auf: Wie auf einen Berg gelangen der oben breit und unten spitz war? So sehr Djajalankara seine Denkkraft anstrengte, hier versagte sie, zu seinem grössten Kummer. Da fiel ihm plötzlich die Verheissung des Drachen ein. Er dachte an ihn, das

wurde augenblicklich demselben bewusst, und im Nu machte er sich auf den Weg. Wo das Ungetüm durchkroch, enstand, durch die wuchtige Masse des Leibes in den Boden gefurcht, eine Rinne. Jetzt war er angelangt und er fragte: „Was willst du von mir, Djajalankara?" Dieser antwortete: „Drache, König aller Drachen, hilf uns auf den Berg!" Der Drache: „So steigt alle auf mein Maul!" Die Prinzessin stieg zuerst hinauf, als nun die Reihe an Mukaddang und Mukaddeng kam, da gruselte ihnen und sie getrauten sich nicht. Djajalankara schalt sie, auf das Beispiel der Prinzessin hinweisend, Memmen. Da liess ihnen die Scham keinen Ausweg, sie mussten auch hinaufsteigen, aber sie krochen mehr als sie gingen, und bewegten sich nur Schritt für Schritt und schlotternd, was der Prinzessin vielen Spass machte. Endlich schwang sich auch Djajalankara hinauf. Nun öffnete der Drache das Maul, dass er mit dem Oberkiefer den Gipfel des Berges berührte, während die Unterlippe sich an den Fuss desselben lehnte; es war ein Anblick, als wollte der Drache den Berg wie einen Knochen verschlingen. Nun traten die vier Schützlinge des Drachen auf den Berg hinüber. Der Drache wies sie an, sie sollten nun warten, bis das steigende Gewässer die Wunderblume auf den Berg trage; er selbst müsse heim, um zu schlafen, nachher werde er wieder kommen, und eher dürften sie die Blume nicht pflücken. Djajalankara: „Wie lange wirst du von uns fern sein?" Der Drache: „Vierzig Tage und vierzig Nächte, denn so lange schlafe ich." Djajalankara: „Warum so lange?" Der Drache: „Das ist so meine Natur: Einmal nur des Jahres nehme ich Speise zu mir, und einmal nur schlafe ich, dann aber gleich vierzig Tage lang." Nun liess der Drache aus seinen Ohren zwei Katzen heraustreten, eine weisse und eine schwarze, und gebot ihnen, über die Prinzessin zu wachen; nachts sollten sie sich, die eine ihr zu Häupten, die andere ihr zu Füssen, niederlegen und, falls ein Mensch mit unstatthaften Absichten der Prinzessin sich nähern würde, ihn aufzehren.

Der Drache entfernte sich, die übrigen blieben. Als man die Nachtruhe aufsuchte und es Mitternacht wurde, erhoben sich Mukaddang und Mukaddeng, gestachelt von ihren bösen

Gelüsten, und näherten sich der Prinzessin, aber die beiden Katzen schrieen mit der Stimme eines Tigers und erschreckten die beiden Wichte so, dass ihr schnöder Anschlag hintertrieben wurde.

Das Wasser fieng an zu steigen, und die Wunderblume erschien auf dem Gipfel des Berges. Ein herrlicher Anblick, ein wunderbarer Duft! und siebenmal des Tages veränderte sich ihr Aussehen. Mukaddang und Mukaddeng meinten, man solle sie gleich pflücken, es möchte sonst jemand zuvorkommen. Djajalankara aber wehrte ab, man müsse warten, bis der Drache erscheine. Die beiden Prinzen liessen sich beschwichtigen; als aber Tage vergiengen und der Drache noch immer ausblieb, machten sie, befürchtend, das Wasser möchte wieder sinken, dem Djajalankara aufs neue Vorstellungen, und als sie auch jetzt nichts ausrichteten, versuchten sie auf eigene Faust sich der Blume zu bemächtigen, ohne Erfolg. Jetzt fiengen sie an zu jammern, wie schlimm es mit ihnen bestellt sei. So lange hätten sie hier schon gewartet, von ihrem Vater hätten sie keine Kunde, die Fluten werden gewiss bald zurückgehen, und so werden sie die Blume überhaupt nicht bekommen, und ihr Vater müsse dann sterben, ohne dass sie ihn noch einmal sehen könnten. Djajalankara musste ihren Worten recht geben. Und als nun auch die Prinzessin durch Thränen und bewegliche Worte ihrer Sehnsucht nach ihrem Vater Ausdruck verlieh, wurde ihr Beschützer von innigstem Mitleid ergriffen, sein Herz brach, gleich Glas, das man auf einen Stein fallen lässt. Da kam ihm ein rettender Gedanke: er schickte die Katzen zum Drachen, ihn zu wecken und ihn herzubitten.

Die Katzen trafen den Drachen noch nicht wach, er lag noch im tiefsten Schlaf, daher getrauten sie sich nicht, ihn zu wecken. So vergiengen sieben Tage und sieben Nächte, Djajalankara harrte und harrte, aber es kamen weder die Katzen, noch der Drache. Mukaddang und Mukaddeng meinten, jetzt sei die höchste Zeit, die Blume zu pflücken, denn nächstens müsse das Wasser sicherlich fallen, und sie werde wieder verschwinden. Djajalankara wusste nichts einzuwenden, daher bat er die Prinzessin, die Blume zu pflücken; würde der Drache es übel nehmen, so werde er sich zu verantworten wissen.

Raanakassijang zog die Wunderpflanze aus dem Boden, und siehe, im gleichen Augenblick war sie in ihrer Hand festgewurzelt, grünte und blühte fröhlich weiter. Mukaddang und Mukaddeng giengen ihren Bruder an, er möchte von der Prinzessin ein Blatt heischen, damit sie es bequemer ansehen könnten. Djajalankara sagte es, ihrem Wunsche zu willfahren, der Prinzessin. Da schlichen die zwei Elenden hinter ihm her, gaben ihm, da er, das Blatt in der Hand, hart am Rande des Gipfels stand, einen Stoss, dass er über die Felsen hinunter ins Wasser stürzte.

Die Fluten waren unergründlich tief, aber Djajalankara hatte zu seinem Glück das Blatt von der Wunderblume in der Hand, dieses hielt ihn auf der Oberfläche und er trieb mit der Strömung weiter.

Die Prinzessin war ob der Missetat der beiden verworfenen Menschen zu Tode erschrocken. Diese liessen ihr aber keine Zeit, ihre Entrüstung zu äussern, den schon näherten sie sich mit lüsternen Begierden. Da schrie die Prinzessin: „Kommt ihr an mich heran, so zerdrücke ich sofort die Blume in meiner Hand, dass euer Vater sterbe, und sollte dabei auch mein Vater des Todes sein.“ Das wirkte, die Liebe zum Vater war auch in diesen rohen Herzen nicht erstorben, und die Prinzessin hatte fortan Ruhe. Man verliess den Gipfel und auf ungewöhnlichen Pfaden gelangte man an den Fuss des Berges und zog weiter. — —

Nun lebte in jenen Tagen ein König im Lande Parangi. Über weite Länder schwang er seinen Herrscherstab, selber ein ritterlicher Held, fesselte er auch Scharen tapferer Krieger an seine Person. Ihm wuchs eine Tochter holdseligen Anblicks, genannt Prinzessin Raanakumala. Einst, als sie sich auf ihre goldene Ruhestätte niederlegte, schlossen sich ihre Augen zu einem Traume. Es stand eine alte Frau, in weissen Kleidern, einen eisernen Stab in der Hand, vor ihr und sprach: Droben auf dem Berge von Masere wächst eine Blume von unbeschreiblicher Schönheit und herrlichem Wohlgeruch, ganz dazu geschaffen, dass das Kind eines Königs sich daran ergötze. Jetzt ist sie aber in den Händen der Prinzessin Raanakassijang, der Tochter des Königs von Madina. Die hat sie auf jenem Berge gepflückt und ist jetzt im Begriffe, in Begleit von zwei Prinzen, heimzukehren.“ Mit diesen Worten verschwand die Frau und die

Prinzessin erwachte zugleich mit dem jungen Tage. Es erschienen ihre Dienerinnen und brachten ihr das Waschwasser. Aber die Prinzessin sprach: „Ich steh' nicht auf, wenn man mir nicht die Wunderblume von dem Berge in Masere giebt." Die Dienerinnen, verblüfft: „Die Wunderblume? Was ist das? Die haben wir noch nie gesehen, wir haben nicht einmal davon reden gehört. Sie, Prinzessin, sind die erste, die uns dieselbe nennt. Raanakumala erzählte nun ihren Traum, mit den Worten schliessend: „Giebt man mir die Blume nicht, so stehe ich nicht auf, und esse nicht und trinke nicht, sollte ich auch krank werden." Bestürzt riefen die Dienerinnen den König. Dieser eilte erschrocken herbei und fragte die Tochter, welche sich zum Zeichen ihres Missvergnügens ganz in ihre Gewänder gehüllt hatte, was ihr fehle. Sie eröffnete ihm den Wunsch, welcher durch den Traum in ihr lebendig geworden war. Zum innigsten Mitleid gerührt — die Prinzessin war der einzige Spross des Königshauses — sprach der Vater: „Steh' auf, mein Kind, ich will gleich meine Krieger versammeln, dass sie dir die Blume verschaffen." — —

Gleichzeitig herrschte im Lande Masere ein mächtiger König, der auch nur eine einzige Tochter hatte, genannt Prinzessin Raanadewi. Die Liebe des Vaters zu seiner Tochter überstieg jedes Mass, er liess all ihren Wünschen volle Freiheit, war sie ja sein einziges Kind, geschmückt mit allen leiblichen und geistigen Gaben.

Auch dieser Prinzessin erschien einsmals im Traume jene alte Frau und sprach ihr von der Wunderblume: „Ich wüsste nicht, was so vornehmen Prinzessinnen, wie du eine bist, mehr Vergnügen machen könnte, als der Besitz dieser Wunderblume. Niemand könnte Worte finden, wie herrlich diese Blume ist und wie wundervoll sie duftet; und sieben mal des Tages verändert sie die Farbe, sie erscheint nacheinander in Weiss, Rot, Violett, Rosa, Grün, Gelb, Blau. Alle Königstöchter möchten diese Blume haben, und jetzt hat sie wirklich die Prinzessin Raanakassijang in Händen, die Tochter des Königs von Madina. Eben kehrt sie in Begleit zweier Prinzen damit von der Höhe heim. Und du bist die Eignerin dieses Berges, und du sagst gar nichts dazu, dass man dir diese Kostbarkeit

fortträgt!“ Mit diesen Worten schloss die alte Frau ihre Rede, und damit war auch der Traum zu Ende und die Prinzessin erwachte. Sofort regte sich in ihrem Herzen ein heftiges Verlangen nach der Wunderblume, von der sie geträumt, und sie blieb, in Gedanken versunken, im Bett. Als die Sonne schon hoch stand, und Raanadewi immer noch nicht erschien, wagten sich endlich die Dienerinnen herein. Sie zogen die Vorhänge des Lagers auseinander und sahen die Prinzessin vom Kopf bis zu den Füssen in ihr Gewand gehüllt. Ihre Füsse berührend, fragten sie teilnehmend, was ihr fehle. „Ach, meine Lieben, ich bin schwerkrank, und nur mein Vater kann mir helfen“, antwortete die Prinzessin, erzählte ausführlich den Traum und schloss: „Seht, so quälend ist mein Verlangen nach dieser Blume. Bekomme ich sie nicht, so nehme ich keinen Bissen mehr zu mir, lieber den Tod, als solches Herzeleid.“ Die Dienerinnen berichteten alles unter Thränen dem Könige, und sogleich eilte er mit seiner Gattin her. Er bat die Prinzessin, sich zu erheben, aber diese weigerte sich: „O königlicher Vater, ich flehe Sie um Verzeihung, mich neigend bis unter Ihre Fusssohlen, aber thun Sie mir das nicht an, ich kann nicht aufstehen, wenn Sie mir nicht versprechen, mir die Wunderblume zu verschaffen.“ Und nun erzählte sie ihren Traum. Der Vater verwunderte sich am meisten darüber, dass es jemand zustande gebracht, den Berg zu ersteigen, er hielt es für rein unmöglich. Die Prinzessin aber erklärte: „Ich werde mein Ruhelager nicht verlassen, bis man mir die Königstochter mit der Wunderblume hergeführt hat.“

Der König begab sich in die öffentliche Halle, berief die Obersten des Krieges und des Friedens sowie seine Streiter zusammen, und nachdem er ihnen die Angelegenheit vorgelegt, fragte er sie um ihre Meinung. Ein Minister, der älteste Mann im Lande Masere, nahm das Wort: „Sieben Könige haben mich als ihren Diener berufen, sieben Mal hat man mir den eisernen Stab, das Zeichen des Amtes, überreicht. Aber ich bin nie auf jenem Berge gewesen, es ist mir auch nie zu Ohren gekommen, dass jemand ihn erstiegen hätte. Diese Wunderblume jedoch — vor vielen, vielen Jahren, ich war noch ein hilflos Kind, da hat mir mal mein Grossvater von ihr gesprochen und

sie mir beschrieben. Seitdem habe ich nie mehr von ihr reden gehört, bis auf diese Stunde.“ Da sprach der Fürst: „Diese Blume ist in den Händen der Königstochter Raanakassijang, und dir, erster Minister, liegt es nun ob, Prinzessin und Blume herzuschaffen. Das ist mein letztes Wort.“

Nach kurzer Zeit liess der Minister dreihundert Kämpfer und dreissig Kriegsgrosse in der Richtung jenes Berges aufbrechen, um die Prinzessin Raanakassijang zu suchen.

Noch während man in Masere mit den Vorbereitungen zur Fahrt nach dem Berg der Wunderblume beschäftigt war, erschien in Parangi vor dem König einer seiner Räte mit einer wichtigen Mitteilung: „Mein Herrscher, ich bezeuge Ihrer Majestät meine Huldigung, die Ehrfurcht vor Ihrer königlichen Hoheit schwebt über meinem Haupt. Es ist aus Masere die Kunde gekommen, dass der Fürst dieses Landes ebenfalls mit einer Kriegsschar der Prinzessin Raanakassijang nachsetzen lässt.“ Da diese Meldung dem König sehr ernst vorkam, berief er den ersten Minister zu einer Besprechung: „Die Sachlage“, sprach er, „wie wir sie jetzt kennen, erfordert entsprechende Massregeln. Dieser König von Masere ist ein gewaltiger Herrscher; sein Land ist gross, seine Kriegsobersten sind ohne Zahl; seine Festungen — wer wollte daran denken, sie zu erobern; und bei allem, was er zu unternehmen willens ist, geht er bedächtig und erst nach reiflicher Überlegung ans Werk. Somit kann uns nur eine List helfen.“ Der Minister: „Sie haben Recht, mein Herrscher! Reden Sie, befehlen Sie, ich gehorche!“ Der König: „So höre denn, Minister! Setze achtzig Schiffe in Bereitschaft. Vierzig von diesen Fahrzeugen sollen mit Kostbarkeiten, dienlich als Geschenke an Herrscher, angefüllt werden, und die Häupter meines Landes sowie die Mitglieder des Rates sollen sich in dieselben begeben. Die andern vierzig Fahrzeuge sollen mit Waffen vollgeladen werden und zugleich die Kriegsvölker aufnehmen. Diese letztern werden der Prinzessin Raanakassijang nachsetzen, die erstern werden samt ihrem Inhalt ein Geschenk für den König von Masere sein und daher nach der Hauptstadt steuern. Wenn diese Geschenke dem Königе dargeboten werden, wird er vor Freude ausser Fassung geraten, er wird nur diese Herrlichkeiten

anstaunen und alles andere vergessen, auch die Wunderblume. Und die Leute dieser Schiffe sollen dann zu Land heimkehren, ob sie vielleicht mit den Kriegern aus den andern vierzig Schiffen zusammentreffen können."

Alle diese Befehle wurden vollzogen. Als man in die See stechen wollte, schärfte der König noch ein, es sollten am Hofe von Masere ja alle Gebräuche und Gepflogenheiten, wie sie die Gegenwart eines Herrschers fordert, beobachtet werden. Die ganze Flotte segelte zuerst zusammen. In der Nähe der Küste trennte man sich. Vierzig Fahrzeuge steuerten geradeswegs nach der Hauptstadt von Masere, die andern vierzig Segler stiessen anderswo ans Land, und die Leute stiegen aus, die Prinzessin zu suchen. Als die ersten vierzig Schiffe im Hafen angelangt waren, vergewisserten sich die Beamten des Königs zuerst, ob sie nicht etwa unlautere Absichten hegten, und als man sich darüber beruhigt fühlte, sandte der Herrscher vornehme Herren aus seiner Umgebung, um die Ankömmlinge willkommen zu heissen. Die Worte der Begrüssung waren: „Unser König entbietet euch durch unsern Mund einen herzlichen Empfang. Wollt daher ans Land steigen, wollt euere Füsse beschmutzen, betretend den Boden von Masere." Die Antwort lautete: „Sprecht nicht solche Worte, denn das ist unser Gedanke, das Land Masere ist nicht mindern Wertes als das Land Parangi." Auf diese Worte des Empfangs folgte eine reiche Bewirtung, und darauf stieg man ans Land und begab sich in den Palast des Königs. Der Herrscher empfieng die Fremdlinge freundlich, hiess sie sitzen und befahl, goldene und silberne Sirihdosen herumzubieten. Dann nahm er das Wort: „Ich frage euch, ihr Gesandte des Königs von Parangi, in welcher Absicht kommt ihr in mein Land, und warum in solcher Zahl?" Die Gesandten: „Wir bezeugen Ihnen unsere Ehrfurcht. Ihr Bruder, der König von Parangi, möchte Ihnen diese vierzig Schiffe, samt den Kostbarkeiten, die sie bergen, als Beweis seiner ergebenen Freundschaft huldigend anbieten." Der König, stutzig gemacht: „Mein Bruder, der König von Parangi, wird von mir einen Gegendienst verlangen, dass er mich mit solchen Geschenken überrascht. Wäre ihm ein Sohn, ich würde sagen, er will Bande der Verwandtschaft mit mir knüpfen. Nun habe ich zwar eine

Tochter, aber er hat keinen Sohn. Was ist daher wohl sein Wunsch?“

Die Gesandten: „Der König hat uns nicht anvertraut, was sein Zweck ist, dass er Ihnen so viele Geschenke schickt. Aber dürfen wir eine Vermutung äussern, so hat er so gehandelt, weil es überhaupt das erste Mal ist, dass er Ihnen einen Beweis seiner Freundschaft zukommen lässt, und dann scheut er wohl die Stichelei anderer Könige, sie möchten unter sich zischeln: Seht doch den Herrscher von Parangi, er hat es auch einmal für anständig befunden, andern ein Geschenk zu machen, aber wahrlich, er hat die Hand nicht weit aufgemacht! Das ist so unsere Vermutung, o König von Masere.“

Diese Worte beruhigten den Herrscher, er nahm die Geschenke entgegen, liess die Gesandten reichlich bewirten und freigebig mit schönen Gewändern bedenken.

Während dies geschah, befanden sich die Krieger des Königs von Masere auf dem Wege nach dem Berge der Wunderblume. Eines Tages stiessen sie unvermutet auf die Prinzessin Raanakassijang, die von Mukaddang und Mukaddeng begleitet war. Einer der Anführer trat der Prinzessin näher und sprach: „Wie es sich doch trifft, Prinzessin, wir suchen Sie gerade. Die Tochter unseres Königs, Prinzess Raanadewi, möchte Sie gerne sehen, ja, sie möchte Sie zur Schwester machen, denn ihr selber ist weder Bruder noch Schwester beschieden.“ Die Prinzessin: „Wenn die Prinzessin Raanadewi einmal meine Freundschaft wünscht, so wünsche ich die ihrige zehnmal.“ Der Anführer: „So kommen Sie denn, dass wir uns zu ihr begeben.“ Raanakassijang folgte.

Den Leuten des Königs von Parangi, welche noch in der Hauptstadt des Fürsten von Masere waren, gelang es vermittelst einer List, als wollten sie in den Wald, um Vögel zu schiessen, unvermerkt zu entweichen. Sie suchten nun ihre Genossen, die an einem andern Punkte der Küste ans Land gestiegen waren, und fanden sie auch. Vereint zog man weiter, nach der Prinzessin Raanakassijang zu fahnden. Nicht lange giengs, und die Leute aus Parangi erspähten die Prinzessin, sie erblickten sie aber nicht allein, sondern in Begleit einer Kriegerschaar — es waren das die Mannen des Königs von Masere.

Man begrüsste sich und fragte einander: „Wer seid ihr, woher kommt ihr, was ist der Zweck eurer kriegerischen Fahrt?“ Die Auskunft wurde bereitwilligst gegeben; und so vernahm jede der beiden Parteien, dass die andere zum gleichen Zwecke herbeigezogen war, nämlich um sich der Prinzessin Raanakassijang zu bemächtigen. Als man hüben und drüben Anspruch auf ihren Besitz erhob, wurden bald hadernde Worte laut. Die Streiter von Masere: „Wir geben die Prinzessin nicht heraus, der König von Masere hat uns zu befehlen und niemand sonst. Und wir wollen das Bewusstsein, unsere Pflicht getan zu haben, wieder mit vor seinen Thron nehmen.“ Die Krieger von Parangi: „So, das wollt ihr? Aber, was für einen Gewinn versprecht ihr euch? Die Prinzessin wird euch ja doch nicht heiraten.“ Die Kämpfer von Masere: „So, aber ihr werdet sie wohl für euer Bette gewinnen?“ Die Gemüter erhitzten sich mehr und mehr, und die Kämpfer von Parangi schrieen: „Eher den Tod in der Fremde, als die Heimkehr ohne die Prinzessin!“ Die Mannen von Masere: „Auch wir geben eher das Leben dahin, als die Prinzessin!“ Die Streiter von Parangi: „S'tut nichts, ob ihr uns die Prinzessin gebt oder verweigert, wir nehmen sie.“ Da griffen die Anführer beiderseits zu den Waffen, und das Kriegsvolk that desgleichen. Der Streit entbrannte heftig, das Blut floss in Strömen. Nach sieben Tagen stellte sich der Sieg auf Seite der Streiter von Parangi. Die Krieger des Königs von Masere wurden zersprengt, die Prinzessin Raanakassijang fiel samt Mukaddang und Mukaddeng in die Hände der Sieger. Die beiden Prinzen wurden gefesselt. Nun zog man nach den Schiffen und segelte heim. Man stieg ans Land. Mukaddang und Mukaddeng wurden in den Kerker geworfen, die Prinzessin wurde in einer Sänfte nach dem Palaste getragen. Die ganze Stadt rannte herbei, alles bestaunte die Prinzessin, und schnell eroberte sie die Herzen aller: „So schön wie diese ist keine Jungfrau im weiten Reich Parangi“, lautete das einmütige Urteil. Die Prinzessin von Parangi, Raanakumala, empfieng sie vor dem Palaste und geleitete sie zu ihren königlichen Eltern, welche sogleich von ihrer Anmut für sie eingenommen wurden. Das Königspaar wünschte, Raanakassijangs Schicksale zu hören. Diese willfahrte, voll Seelenschmerz ihres Landes und

ihres Vaters gedenkend. Alles hörte mit Rührung zu, und als sie vom Drachen erzählte, da gabs des Staunens kein Ende. Jetzt hätte Raanakumala gerne die Wunderblume gesehen. Die Hand öffnend, zeigte sie Raanakassijang und rief damit dem höchsten Erstaunen der Prinzessin von Parangi sowie aller Anwesenden. Eine innige Freundschaft umschloss bald beider Herzen.

Der König von Parangi ladete Raanakassijang ein, zu bleiben: „Du sollst mir Tochter, der Raanakumala Schwester sein.“ Die Prinzessin: „Die Freude meines Herzens bezeugt Ihnen meinen innigsten Dank, aber die Sehnsucht meiner Seele sucht die Heimat; dort habe ich einen Vater, der tot oder noch lebend sein kann, ich weiss es nicht; drum lassen Sie mich gütigst ziehen!“ Der König: „Schenke uns nur einen oder zwei Monate!“ Raanakassijang willigte ein, und nun zog sich Raanakumala mit ihrer neugewonnenen Freundin in ihre Gemächer zurück. So lange die Königstochter von Madina in Parangi blieb, waren die beiden Prinzessinnen wie Schwestern, Tisch, Bad, Ruhestätte waren ihnen gemeinsam.

Aus jenem Strausse der Leute von Masere und derjenigen von Parangi hatte sich ein einziger Krieger der unterlegenen Partei in die Heimat retten können. Mit beschwingtem Fuss suchte er den ersten Minister auf und meldete ihm Maseres Unglück. Der Minister begab sich sofort zum Könige. Dieser besprach sich gerade mit Herren des Hofes über das rätselhafte Verschwinden der Gesandten von Parangi, „und hat man keine Kunde von unsern Leuten, die nach dem Berg der Wunderblume gezogen sind?“ fragte er eben, da erschien der Minister und überbrachte die Meldung jenes Kriegers. Der König fuhr auf: „Da haben wir's nun! Diese Bescherung, die mir der König von Parangi zugedacht, kam mir immer sehr auffällig vor. Er wollte mein Auge blenden, er wollte meine Aufmerksamkeit von der Fahrt meiner Krieger ablenken. Aber er frohlockt zu früh! Es vereinige sich meine gesamte Heeresmacht; in zehn Tagen geht's nach Parangi!“ — —

Die beiden Katzen befanden sich noch immer beim Drachen. Die schwarze Katze meinte: „Weck' du den Drachen, ich wag's nicht“, und die weisse Katze sagte: „Weck du

ihn, ich getrau' mich nicht.“ Das gieng so lange, bis der Drache von selber erwachte. Dieser, betroffen, die Katzen vor sich zu erblicken, herrschte sie an: „Warum sehe ich euch hier? Wo ist die Prinzessin, wo Djajalankara?“ Die beiden berichteten, was sich zugetragen: „Djajalankara hat uns selber mit Botschaft zu dir geschickt, aber wir hatten nicht den Mut, dich zu wecken.“ Der Drache: „Und währenddem, wo werden die beiden unterdessen hingekommen sein? Geht unverzüglich und sucht sie, findet ihr sie nicht, ihr seid des Todes.“

Mit diesen Worten zog sich der Drache in seine Behausung zurück, und die Katzen machten sich schleunigst auf den Weg. Ihr erstes Ziel war der Berg der Wunderblume, aber da fand sich niemand mehr vor, dann wandten sie sich dahin und dorthin, aber ohne allen Erfolg. Endlich des Suchens müde, berieten sie sich, was ferner zu thun sei. „An Rückkehr ist in keinem Falle zu denken, sonst ist unser Schicksal besiegelt. Gehen wir lieber in eine grosse Stadt, etwa nach Masere, vielleicht trifft es sich, dass wir da den Djajalankara sehen oder dass doch eine Kunde von ihm zu unsern Ohren dringt. Und in einer grossen Stadt finden wir auch besser unsern Unterhalt. Aber wir dürfen uns nur des Nachts hineinwagen, tagsüber wollen wir draussen bleiben, im Walde, es möchten uns sonst die Bewohner von Masere totschlagen.“ In Masere scheuchte sie das Tageslicht in den Wald; die Nacht lockte sie in die Stadt. Da schlichen sie sich durch das Pfahlwerk, auf dem die Häuser standen, und thaten sich gütlich an den Speiseresten, welche sie hier fanden. Endlich gelangten sie auch zum Hause des ersten Ministers. Dieser, mit seiner Gattin tafelnd, sagte gerade neckisch zu ihr: „O Mutter meiner Kinder, heut ist's vielleicht das letzte Mal, dass wir zusammen speisen!“ Die Gattin: „Mache mir doch nicht so Angst, es wird doch nicht ernst gemeint sein?“ Der Minister: „Doch, doch! Unser Herrscher zieht zu Felde gegen den König von Parangi, und merke wohl auf! das ist ein mächtiger König, und er hat einen tapfern Arm.“ Und damit erzählte der Minister alles, was die vorausgegangenen Tage über Masere gebracht hatten. Gerade als die Katzen sich an den Fischgräten, die durch die Spalten des Fussbodens herunterfielen, gesättigt hatten, war auch der Minister mit seiner Erzählung zu Ende.

Die Katzen kehrten geraden Weges zum Drachen zurück und berichteten ihm alles, was sie vernommen. Als sie geendet, fuhr der Drache unzufrieden auf: „In dieser Erzählung des Ministers wird des Djajalankara nicht Erwähnung gethan, ich will aber durchaus wissen, wo er ist. Wohlan denn, jetzt gehe ich selber und suche ihn und ich gehe im Zorn. Wehe den Gegenden, die ich berühre! Erst wenn mir mein Liebling gegenübersteht, wird mein Grimm gesättigt sein.“ Der Drache befahl noch den Katzen, sich in seine Ohren zu bergen, und verliess dann seine Lagerstätte. In unbändiger Wut raste er durch die Länder dahin. Es erdröhnte der Erdboden; Wälder wurden unter seiner Wucht plattgedrückt, dass sie waren wie ebenes Feld; Fluren wurden zu Seebecken; Berge stürzten ein; weite Strecken wurden wie durch Feuerlohe versengt. Die Menschen schrieen: „Der Zorn des Himmels ist über uns gekommen. Der jüngte Tag bricht an!“ Als der Drache den Djajalankara auf dem Lande nicht fand, suchte er ihn auf dem Meere. Kaum hatte er sich in die Fluten geworfen, so brandeten sie weit über die Küsten hinein, an hohe Berge empor. Alle die grossen Tiere der Tiefe wurden vom Drachen verschlungen. Endlich gelangte er zu einer Insel.

Unterdessen hatte sich Djajalankara, das Blatt von der Wunderblume in der Hand, durch die Strömung fortreissen lassen, die ihn gerade nach der erwähnten Insel trug. Er stieg ans Land und erblickte den Drachen, welcher ihn ebenfalls bemerkte und an dem Glanze auf seinem Haupt erkannte. Nachdem sie die ersten Worte freudiger Überraschung getauscht, forschte der Schützer: „Aber Djajalankara, wie kommt's, dass du die Prinzessin verlassen hast?“ Djajalankara erzählte nun sein Schicksal, das ihm brüderlicher Neid bereitet hatte. Voller Entrüstung rief der Drache: „Solcher Missetat gebührt als Sold der Tod; deine Brüder sollen diesen Lohn von mir empfangen.“ Aber Djajalankara begütigte ihn: „Drache, König aller Tiere, schone meine Brüder, vergieb, wenn sie sich vergangen! Bedenke, das Schicksal hat es so gewollt! Gesetzt, sie hätten Böses gegen mich im Sinne gehabt, das wäre aber nicht zugleich auch der Wille des Schicksals gewesen, so hätte ihr Arm mich nimmer erreicht.“ Durch solche Worte wurde

der Grimm des Drachen besänftigt; doch fügte er noch bei: „Aber glaube mir, Djajalankara, hätte ich dich jetzt nicht gefunden, so wäre meinem Zorn noch manches Opfer gefallen.“ Djajalankara erwiederte: „Sprich nicht so, es ist eine schwere Sünde, Allahs Geschöpfe zu verunglimpfen.“

Nun berieten sich die beiden, was ferner zu thun sei. Sie kamen zu dem Schluss, der Drache solle den Djajalankara nach Parangi bringen, wo, wie der Drache erzählte, die Prinzessin Raanakassijang am Hofe weilte und Mukaddang und Mukaddeng im Kerker lagen. Djajalankara musste dem Schützer auf den Rücken steigen, und so gieng's nach Parangi. Schon tauchten in der Ferne die Berge von Parangi auf, da sprach Djajalankara zum Drachen: „Sieh, da liegt ein Eiland, da wollen wir vorläufig halten. Sollten wir am hellen Tage ans Ufer steigen, so würden die Leute ob deinem Anblick erschrecken und Schaden nehmen. Um Mitternacht magst du mich an die Küste tragen.“

Während nun die beiden auf der Insel weilten, besprachen sie sich über allerlei. Djajalankara meinte, der Drache solle sich für die nächste Zeit einen verborgenen Aufenthalt suchen, und dieser gab seinem Liebling den Rat, er solle nicht gleich die Stadt betreten, sondern vorläufig sich auf dem platten Lande halten und da die Gelegenheit suchen, irgend eine tapfere That zu verrichten. Der Ruf von derselben würde dann durch das ganze Reich Parangi getragen werden und bis zum Throne des Königs dringen, und so würde Djajalankara sich den Zugang zum Hofe und zur Prinzessin Raanakassijang erschliessen. Sollte sich die Angelegenheit wider Erwarten zum Schlimmen wenden, so solle der Schützling nur an den Schützer denken, und im Augenblick werde er zur Hilfe da sein. Djajalankara sprach: „Drache, du bist meine Hoffnung und mein Trost.“

Mitternacht kam. Der Drache trug den Djajalankara ans Land und stieg dann in die Tiefen des Meeres. Djajalankara betrat die Hauptstadt nicht, sondern schweifte durch Feld und Wald. Da begegnete er einem alten Manne, welcher Reisig sammelte. Wie dieser ihn erblickte, rief er verwundert:

„Junger Mann, woher kommst du, was suchst du hier? Siehe, deinesgleichen habe ich in unserm Lande noch nie gesehen, so schön bist du.“ Der Gefragte antwortete: „Mein Name ist Djajalankara, und ich bin hieher gekommen, um das Volk von Parangi für den wahren Glauben zu gewinnen.“ Diese Sprache erschreckte den Holzsammler, er begab sich eilig heim und erzählte dem Vorsteher des Ortes sein Erlebnis. Dem kam die Sache verwunderlich vor, und er suchte daher gleich den Djajalankara auf. Dieser nahm zuerst das Wort zur Frage: „Was habt ihr für einen König hier in Parangi?“ Der Vorsteher: „Unser König ist ein mächtiger Herrscher, sein Reich ist weit, gross ist die Zahl der Fürsten, die sich vor seinem Scepter neigen.“ Djajalankara: „Vorsteher dieses Ortes, vernimm jetzt mein Wort: Ich weiss, dass ihr, die Bewohner des weiten Reiches Parangi, Ungläubige seid, und deswegen bin ich hieher gekommen, um euch dem rechten Glauben zuzuführen. So ihr aber widerspenstig seid, werdet ihr die Kraft meines Armes zu spüren bekommen.“ Der Vorsteher, auffahrend: „Beherrsche deine Zunge, junger Mann! Ein Glück für dich, dass nur mein Ohr und nicht auch das des Königs deine Rede hört, ich möchte sonst für dein Leben nicht gutstehen.“ Djajalankara: „Euer König? Gerade der muss, wie sein gesamtes Volk, sich der wahren Lehre beugen.“ Der Vorsteher, höhnisch: „Wenn mein Haupt von meinen Schultern getrennt sein wird, dann will ich deinen wahren Glauben annehmen.“ Damit zogen die beiden das Schwert, und die Leute, die sich unterdessen eingefunden hatten, stellten sich auf Seite ihres Vorstehers. Aber Djajalankara schlug sie alle und zündete ihre Gehöfte an. Und solches that er wiederum in andern Gegenden des Landes, bis die entsetzten Bewohner die Schreckenskunde zum ersten Minister des Reiches trugen: „Ein furchtbarer Mann ist in unser Land eingebrochen und sengt und brennt darin. Ganz allein ist er gekommen und trotzdem besiegt er alles, was sich ihm entgegenstellt. Wir wagen es nicht einmal, ihm ins Auge zu sehen. Djajalankara ist sein Name.“ Der Minister meldete den bösen Fall dem Königе, und dieser gebot, man solle den Djajalankara zu ihm bringen. Der Minister schickte eine Schar von dreihundert Kriegern, an ihrer Spitze zehn Anführer, hin,

und diese trafen den Djajalankara auf dem platten Lande, ruhend unter einem grossen Baum. Einer der Anführer nahm das Wort: „Djajalankara, unser Herrscher lässt dich zu sich rufen." Dieser erwiederte: „Ich wüsste nicht, was ich beim Könige zu schaffen hätte, er ist ja nicht meines Glaubens. Ist es aber sein Wunsch, Bekanntschaft mit mir zu machen, so lasse er sich zuvor bekehren und komme zu diesem Zweck hieher zu mir." Solche Worte erregten den Zorn der zehn Anführer, sie befahlen: „Man bemächtige sich dieses Mannes!" Aber Djajalankara zog sein Schwert, drang auf den Kriegerhaufen ein, der bald eine Beute des Todes war. Nur wenige konnten sich fliehend retten, und diese überbrachten die neue schlimme Zeitung dem Minister, welcher sie gleich zum Ohre des Königs trug. Auf den Befehl des Herrschers sandte nun der Minister eine Schar von tausend Kriegern samt hundert Anführern gegen Djajalankara, und er selber schloss sich auch an, um den Strauss mitanzusehen. Wie man in die Nähe Djajalankaras kam, fiel dem Minister sogleich das wunderbare Mal auf seinem Haupte ins Auge und er rief jammernd aus: „Weh uns, das ist ein gefeiter Mann, dem kann weder die Kraft unseres Armes, noch der Witz unseres Geistes beikommen!" Voller Angst eilte er in die Stadt zurück und teilte dem Könige die bedenkliche Entdeckung mit. Jetzt wallte der Zorn auf in der Brust des Herrschers, denn er war auch ein tapferer Held, sein Gesicht wurde rot wie eine Bissublume, er verdrehte seinen Leib in krampfhaften Bewegungen, vergleichbar den Windungen einer Schlange. „Wohlan denn", rief er aus, „warten wir ab, was die tausend Krieger ausrichten. Gelingt ihnen heute nicht, Meister zu werden, so werde ich morgen selber gehen und ich werde es gewiss wagen, dem Djajalankara ins Gesicht zu blicken". Der König versammelte zehntausend Männer und berief zu ihrer Leitung tausend Kriegsoberste. Alle wurden festlich bewirtet. — Da jene tausend Kämpfer erfolglos stritten, so zog am folgenden Tag der König selber, die Kriegskrone auf dem Haupt, gegen Djajalankara. In dem bald entbrennenden Kampfe umzingelten die Krieger des Königs den Djajalankara und griffen ihn von allen Seiten an. Schon schien es, als verschwinde er im Gewühl, da erwachte sein Heldengrimm,

er warf sich auf seine Angreifer mit dem Ungestüm, mit welchem der Vogel Greif sich auf eine Herde Rinder, der Tiger auf einen Trupp Ziegen stürzt. Wohin die Scharen sich wandten, dahin stürmte auch er, und bald hatte er die dichten Haufen zersprengt. Das Blut floss in Strömen, die Leichen häuften sich zu Bergen, das Schlachtgetöse dröhnte gleich den Wogen des roten Meeres, wenn sie gegen den Fuss der Uferberge branden. Zuletzt stand Djajalankara einzig aufrecht da, vergleichbar einer Fahne, die über Menschenmassen emporragend im Winde flattert. Der König sah, dass seine Kriegsobersten zerstoben waren, er rief nach ihnen, aber niemand antwortete dem Ruf. Da gebot er dem Minister, in die Stadt zu eilen und der Königin zu sagen, sie solle für ihre Sicherheit besorgt sein, er selber werde nicht vom Platze weichen, bis der Entscheid gefallen sei.

Der Minister traf die Fürstin in Gesellschaft der beiden Prinzessinnen. Seine unerwartete Rückkehr und seine Botschaft erregten grosse Bestürzung. „Was ist das für ein schrecklicher Mensch", rief die Königin aus, „an dessen Tapferkeit die Kraft unseres Landes zerschellt?" Der Minister erwiederte: „Niemand weiss, wer er ist und woher er kommt, er ist ganz plötzlich in unserm Reiche aufgetaucht. Nur seinen Namen hat er verraten, er heisst Djajalankara." Bei der Nennung dieses Namens horchte die Prinzessin Raanakassijang verwundert auf. „Das muss mein Beschützer sein", dachte sie, „der mit mir auf den Berg von Masere gestiegen ist. Und was der Minister da berichtet, stimmt ganz zu dem, was ich von Djajalankaras Grossthaten selber mitangesehen habe." Die Prinzessin Raanakumala merkte, dass ihre Freundin in Nachdenken versunken war, und sie sprach: „Was sinnst du, Schwester? Ist dir etwa dieser Djajalankara bekannt?" Raanakassijang: „So ist's, und willst du meinen Worten Glauben schenken, so will ich dir alles erzählen." Raanakumala: „Aber Schwester, wie kannst du eine solche Bedingung aussprechen, es soll dir doch bewusst sein, dass mein Vertrauen zu dir keine Grenzen weiss." Raanakassijang: „So höre denn: sicherlich, ich kenne diesen Djajalankara, denn er ist's, der mich auf meiner Wanderung nach dem Berge der Blume begleitet hat; und ich kenne auch seine unwiderstehliche

Heldenkraft, oft genug habe ich Proben davon mitangesehen, und er hat dazu einen allmächtigen Beschützer, einen Drachen, der so gewaltig ist, dass er ein Land, sieben mal so gross wie Masere ist, auf einmal verschlingen könnte, samt seinen Bewohnern. Darum wäre es sehr zu wünschen, dein königlicher Vater würde vom Streit ablassen und eher darnach trachten, den Djajalankara sich zum Freunde zu machen. Djajalankara würde ihm dann wohl auch den Drachen zeigen.“ Jetzt nahm die Königin das Wort: „Teure Prinzessin Raanakassijang, leihe uns deinen Beistand in unserer Bedrängnis, gehe und sage all das meinem königlichen Gemahl!“ Sofort erhoben sich die beiden Prinzessinnen und liessen sich in einer Sänfte nach dem Kampfplatz tragen. „Das Mitleid mit dem Volke, das hier nutzlos dem Schwerte geopfert wird, führt uns hieher“, hoben sie an, als der König nach ihrem Begehren fragte, und nun wiederholten sie dem Fürsten alles, Wort für Wort, was soeben in der Gegenwart der Königin gesprochen worden war. Der König geriet in grosse Angst, und er zauderte keinen Augenblick, dem Rate der Prinzessin Raanakassijang zu folgen. Er legte die Krone und die übrigen Zeichen seiner Würde ab und gebot dem Minister, er solle dieselben unverzüglich dem Djajalankara überbringen und ihn um Frieden bitten. Der Minister that, wie ihm befohlen war, aber Djajalankara wies diese Gaben der Huldigung zurück: „Nicht so, Minister! Wohl freut es mich, dass der König von Parangi so gnädig gegen mich gesinnt ist, aber was er bietet, kann und will ich nicht annehmen. Nicht nach seiner Krone steht mein Sinn, ich bin hergekommen, einzig, um ihn kennen zu lernen.“ Diese Worte, dem Könige zurückberichtet, gereichten ihm zu grosser Genugthuung. Er begab sich sofort in eigener Person zu Djajalankara — die Prinzessinnen waren wieder in die Stadt zurückgekehrt — und bot ihm die Hand der Versöhnung und der Freundschaft: „Verzeihe, mein Sohn, dass ich dir unfreundlich gewesen bin, ich konnte nicht ahnen, wer du seiest, es war mir nicht bekannt, dass du der Beschützer der Prinzessin Raanakassijang bist.“ Der König und Djajalankara setzten sich, und so thaten auch die Grossen des Hofes, die um den König waren. „Mein Sohn“, fuhr jetzt der König

fort, „wenn du wüsstest, wie mein Herz dir entgegenschlägt! Neige auch du dich gnädig zu mir und wolle deine Füsse beschmutzen, betretend meine Stadt. Siehe, ich bin alt, und kein Sohn ist mir geschenkt; sei du mein Sohn, setze dich auf den Thron von Parangi!“ „Hoher Herrscher“, erwiederte Djajalankara, „ich finde keine Worte, um die Freude zu schildern, welche deine Güte in meinem Innern weckt. Aber leider, es ist keine Möglichkeit, dass ich von deiner Huld Gebrauch mache. Siehe, ich bin ein Gläubiger, du aber stehst der Wahrheit fern. Und nie und nimmer werde ich die Speise geniessen, die ein Diener falscher Götter isst, und mich des Trankes erlaben, den ein Feind des Propheten trinkt. Willst du also, dass ich deine Stadt betrete, so biete mir zuerst die Hand, dass ich dich in die wahre Lehre einführe.“ Diese Worte machten Eindruck auf den König. Die Gnade Allahs senkte sich in sein Herz, und er nahm den rechten Glauben an. Dem Beispiele des Herrschers folgten die Grossen des Hofes.

Man begab sich in die Stadt. Kaum angekommen, sprach Djajalankara zum Könige: „Grossmütiger Herrscher, ich habe eine erste Bitte an dich: schenke den zwei Männern, die im Kerker liegen, die Freiheit, es sind meine Brüder.“ „Deine Brüder“, rief der König bestürzt, „sie seien sofort frei!“ Mukaddang und Mukaddeng erschienen, zwei bleiche, abgezehrte Gestalten, vor dem Könige und ihrem Bruder. Dem Djajalankara traten Thränen des Mitleids in die Augen. Der Fürst lud nun die drei Brüder zum frohen Male ein. Sie sassen zusammen auf einem goldenen Sitz, der König sass abgesondert. Speisen und Getränke in reichster Auswahl wurden aufgetragen, Palmwein und Musik erheiterten die Geister. Es war ein wahrhaft königliches Festmahl.

Während getafelt wurde, eröffnete der König dem Djajalankara seinen Wunsch, den Drachen zu sehen und zu bewirten. „Das kann leicht geschehen“, stimmte Djajalankara bei, „aber nicht hier, wo es so viele Häuser und Bäume hat, hier kann der Drache ohne Schädigung nicht durchkommen.“ Der König versetzte: „Ich weiss im offenen Lande draussen einen grossen, freien Platz, da wollen wir deinem Beschützer das Mahl bereiten.“

Auf Befehl des Herrschers wurde eine Unmenge von Tieren nach dieser Stelle geschafft: Rinder, Büffel, Pferde, Ziegen, Schafe, Hirsche. Diese wurden geschlachtet, und das Fleisch wurde zu einem eigentlichen Berge aufgehäuft. Das ganze Volk legte Hand an; in sieben Tagen war man fertig. Jetzt erschien der König, begleitet von Djajalankara, auf dem Plane, und alle Bewohner des Reiches, Männer und Frauen, Alt und Jung, Vornehm und Niedrig, kamen herbeigeströmt.

Djajalankara begab sich an das Meeresufer und rief seinen Schirmer. Sofort tauchte der Drache aus den Fluten auf, kroch ans Land und legte sich ruhig nieder, so dass der König und die Menge ihn nach Herzenslust besehen konnten. „Wie gross muss die Macht des Djajalankara sein", hiess es allgemein, „dass er diesem Riesengeschöpf gebieten kann und es ihm aufs Wort folgt!" Als man sich endlich satt geschaut, sprach Djajalankara zum Drachen: „Siehe, dieses Mahl bietet dir der König an, geh' und thu dir gütlich daran!" Der Drache kroch hinzu, machte das Maul auf, nur ein einziges Mal, und der ganze Fleischberg war in seinem Rachen verschwunden.

Man hatte sich an dem unbegreiflichen Schauspiel genugsam geweidet und kehrte in die Stadt zurück. Der Drache tauchte wieder in die Tiefen des Meeres.

Djajalankara gewann mit jedem Tag mehr die Bewunderung und Zuneigung des Königs. Dieser dachte oft bei sich: „Wenn doch Djajalankara immer bei mir bleiben wollte. Was kann ich thun, um ihn zu fesseln? Ja, so mache ich's, ich gebe ihm meine Tochter zur Gattin." Und was ihm da eingefallen, das flüsterte er dem Minister ins Ohr und dieser trug es dem Djajalankara zu. Lächelnd hörte es dieser und begab sich dann zum König, ihm zu antworten: „Herrscher, deine Huld kennt keine Grenzen, aber lasse sie nicht mir, sondern meinem Bruder Mukaddang zuteil werden, er ist der älteste, er soll sich zuerst vermählen. Und meiner harren noch andere Aufgaben, bevor ich an einen Ehebund denken darf. Ich muss die Prinzessin Raanakassijang in ihre Heimat geleiten und dann meinen Vater aufsuchen, um ihm Heilung von seinem Leiden zu bringen." Der König war zufrieden, und gleich begann man mit den Vorbereitungen zum hohen Feste. Gesandte des

Fürsten wanderten von Land zu Land und boten zur Hochzeit auf. Alles strömte nach der Hauptstadt. Der König bewirtete die Gäste auf das glänzendste. Büffel, Rinder, Ziegen, Hühner, Enten wurden eine Unmasse verzehrt, die Fische gar nicht zu nennen. Vom Morgen bis zum Abend ertönten die Klänge der Musik und rollten die Würfel. Unter Djajalankaras Leitung wurde für Mukaddang ein Prunkwagen hergerichtet, Pantjaparasada geheissen. Nachdem so alle Vorbereitungen getroffen waren, wartete man einen glückverheissenden Tag ab, und als ein solcher kam, wurde die Vermählung gefeiert. Raanakumala wurde von ihrer Freundin und der Königin-Mutter bräutlich geschmückt und nach dem goldenen Sitz geleitet. Die Frauen des Hofes gesellten sich zu ihr, und sie strahlte unter ihnen hervor wie der Mond unter den Sternen. Mukaddang, von Djajalankara angekleidet, bestieg den Wagen und wurde, unter den Klängen der Trommeln, Flöten, Schallbecken feierlich siebenmal um die Stadt herumgeführt. Endlich hielt man vor dem Palaste des Königs still. Mukaddang erstieg die Stufen und trat vor den Oberpriester, welcher sein Ehebündnis segnete. Darnach wurde er zu seiner Gemahlin geleitet und er setzte sich neben sie auf den goldenen Sitz. Es wurde den beiden Gatten Reis, vermengt mit Kokosmilch, gewürzt mit Salz und mit Kurkuma gelb gefärbt, in den Mund gegeben. Der König liess die Begleiter des Bräutigams sowie das ganze Volk festlich bewirten und den Bedürftigen reichlich Almosen austeilen. Nach Verfluss von drei Tagen nahmen die Neuvermählten ein Bad. Djajalankara blieb während der ganzen Dauer der Festlichkeiten in Parangi.

Die Kunde von all diesen Geschehnissen drang auch nach Masere. Da sprach der König zum ersten Minister: „Unter diesen Umständen ist es geraten, nicht mehr an den Krieg mit Parangi zu denken; denn jetzt würden wir ihn nicht sowohl mit dem Könige von Parangi, sondern vielmehr mit seinem neuen Freund, dem Djajalankara, auszufechten haben, und das wäre eine missliche Sache. Darum wollen wir's lieber auf friedlichem Wege versuchen, dass der Wunsch meiner Tochter, die Prinzessin Raanakassijang und ihre Wunderblume zu sehen, erfüllt werde, wir wollen Djajalankara ersuchen, er möchte

uns einen Besuch abstatten.“ Nach dem Geheiss des Königs verfasste nun der Minister einen Brief an den Herrscher von Parangi, folgenden Inhalts: „Heil und Glück dem Könige von Parangi! Diesen Brief sende ich, der Herrscher von Masere, an Seine Majestät, den erhabenen Herrscher von Parangi. Es gereicht mir zur grossen Freude, vernommen zu haben, dass Djajalankara und Raanakassijang an deinem Hofe weilen. Ich bitte die Prinzessin und ihren Beschützer, sie möchten uns ihr Mitleid erzeigen und uns besuchen, sie möchten sich nicht scheuen, ihre Füsse zu beschmutzen, betretend den Boden unseres Landes.“ Dieser Brief wurde nach Parangi gebracht, und Djajalankara war geneigt, den Pflichten der Höflichkeit zu gehorchen und auf seiner Heimreise, die nun nicht mehr zu verschieben sei, mit der Prinzessin Raanakassijang dem Könige von Masere seine Aufwartung zu machen. Der Herrscher von Parangi sah zwar den Djajalankara sehr ungern scheiden, er wollte aber doch seinem Wunsche nicht entgegentreten. So nahm man denn allerseits herzlichen Abschied. Djajalankara begab sich ans Meeresufer und dachte an den Drachen; im Augenblick war er da; er liess seinen Schützling und die Prinzessin, sowie Mukaddeng auf seinen Rücken steigen und trug die teure Last nach Masere. Als der Drache sich der Küste näherte, schlugen die Wogen hoch an das Ufer empor. Da rief der erste Minister, der das Schauspiel mit ansah, aus: „Ah, ich merke, Djajalankara kommt.“ Sofort beorderte er vornehme Herren des Hofes, zu Schiff demselben entgegenzufahren, um ihn im Namen des Königs zu bewillkommnen. Allein des flutenden Wassers wegen konnten diese nicht in die Nähe gelangen, bis Djajalankara, das Schiff erblickend und seine Absicht erratend, seinen Schirmer bat, anzuhalten und stille zu bleiben. Djajalankara beruhigte die Herren, welche ihre Angst vor dem Drachen nicht verbergen konnten, und begrüsste sie in liebenswürdiger Weise. Er bestieg mit der Prinzessin Raanakassijang das Schiff, der Drache blieb draussen im Meere.

Es war für den König von Masere die freudigste Überraschung, als er vernahm, Djajalankara sei da, und die Prinzessin Raanadewi vergass augenblicklich ihr Übelbefinden. Auf Befehl des Herrschers wurde den hohen Gästen ein feierlicher

Empfang bereitet. Die Stadt wurde mit Teppichen und thronhimmelartig gespannten Tüchern festlich geschmückt.

Am Lande standen Abgesandte des Herrschers bereit und bewillkommten die Gäste. Raanakassijang stieg in eine Sänfte, und der Galaschirm der Prinzessin Raanadewi wurde geöffnet, Djajalankara und Mukaddeng schwangen sich auf einen Elefanten, die Herren des Hofes setzten sich zu Pferd, und so bewegte sich der Zug nach dem königlichen Palaste. Alle Bewohner der Stadt, Männer, Frauen, Alt und Jung, Vornehm und Gering, strömten herbei, um das seltene Schauspiel mitanzusehen. Die Strassen waren von Menschenmassen dicht besetzt; die Krämer liessen ihre Waren im Stich, die Lastträger ihre Lasten. Auch die Kinder wurden von ihren Angehörigen mitgeschleppt und auf den Armen emporgehalten. Wer beim Reismahl sass, sprang beim ersten Ton der nahenden Musik auf und liess das Essen stehen. Wie Djajalankara und Raanakassijang vorbeizogen, rief man überwältigt aus: „Wie anmutig sind doch die zwei, so schöne Menschen giebt's nirgends mehr auf der Erde, die wären ein prächtiges Paar zusammen.“ Manche meinten: „Unsere Prinzessin ist gewiss auch schön, aber der da kommt sie bei weitem nicht nach.“ Und eine Gruppe von Hofdamen wisperte: „Wenn der Djajalankara unsere Prinzessin nähme, so würde unser König gewiss eine holdselige Enkelschar auf den Knien wiegen können.“

Der Empfang im königlichen Palaste war ein überaus herzlicher. Der Fürst verlor, wie die herrlichen Gestalten der Raanakassijang, die Wunderblume in der Hand, und ihres Beschützers vor seinen Augen erschienen, vollständig die Fassung, die Prinzessin Raanadewi war ganz glückselig. „Du sollst meine Schwester sein“, rief sie aus, und die Königin-Mutter stimmte bei: „Du bist jetzt meine Tochter.“ Raanakassijang antwortete bei dieser Begrüssung mit folgender Rede: „Ich bezeuge Ihnen, königliche Hoheiten, meine Ehrfurcht, ich nehme Ihre Worte ehrerbietig auf mein Haupt. Alle Fasern meines Wesens gehorsamen Ihrer Majestät. Ich halte mich nicht für würdig, dass Sie mich ansprechen. Und wenn Sie mich aufnehmen, so thun Sie wie ein Mensch, der ein ausgekautes und in den Strassenkot geworfenes Priemchen Sirih aufhebt. Ich bin nur

ein in der Welt umherirrendes Geschöpf, wie könnte ich es verdienen, dass Sie Ihre Gnade auf mich träufelten?“ Diese wohlgesetzten Worte riefen bei den Hörern ein eigentliches Entzücken hervor. Die Prinzessin musste nun ihre Schicksale erzählen.

Als Raanakassijang geendet und man sich zum frohen Mahle gesetzt, hörte man Lärm in der Stadt, vom Hafen her: Der Würdenträger, welcher den Brief mit der Einladung nach Parangi gebracht, war zurückgekehrt. Nicht lange gieng es, so trat derselbe in den Saal und sah zu seinem grössten Erstaunen, dass die Eingeladenen schon angekommen waren, eher als er selber; er wusste nämlich nichts vom Drachen. Auch der König war zuerst ganz verwundert über das Erscheinen des Würdenträgers, denn sein Freudenrausch hatte alles Vergangene in seinem Gedächtnis ausgetilgt, allmählich aber kam ihm die Erinnerung wieder und er sprach lächelnd: „Nun, nun, mein Lieber, wie kommt es, dass unsere Gäste vor dir hier sind?“ Der Würdenträger antwortete: „Ich weiss gar nicht, was ich antworten soll, ich darf doch nicht vorgeben, dass wir widriges Wetter gehabt, denn der Wind war immer gut. Aber da fällt mir ein Wort des Königs von Parangi ein, er sprach zu mir beim Abschied: „Nun werden Djajalankara und Raanakassijang noch drei Tage hier verweilen und dann werden sie auch abreisen; gieb aber acht, ob sie nicht eher als du in Masere sind!“ Unter allgemeiner Heiterkeit wurde nun der Minister über dieses Wunder aufgeklärt.

Da der König von Masere den Djajalankara täglich lieber gewann, so war es nur natürlich, dass er ihn durch süsse Bande an sich zu knüpfen suchte, aber Djajalankara kam dem Forschenden ablenkend entgegen, und das Ergebnis war, dass Mukaddeng an seine Stelle trat.

Die Vermählung wurde grossartig gefeiert. Die Boten des Königs wanderten von Land zu Land und ladeten zur Hochzeit ein. Alles strömte nach der Hauptstadt. Der König bewirtete die Gäste auf das glänzendste. Tag und Nacht wurde getafelt und gezecht; Tag und Nacht erscholl fröhlicher Lärm, vermischt mit den Klängen der Musik, Tag und Nacht ergötzte man sich an Solotänzen und Tänzen zu Zweien, an

Hahnenkampf und Würfelspiel. Auf Befehl des Königs wurde eine grosse öffentliche Halle gebaut und herrlich ausgeschmückt. Ebenso wurden alle Plätze, Strassen, Brücken und Umzäunungen neu hergerichtet, damit nichts das Auge der Gäste beleidige. Für den Unterhalt der Arbeiter schaffte man fortwährend Büffel, Rinder, Hirsche, Ziegen, Hühner, Enten her, die Fische gar nicht zu nennen. Unter Djajalankaras Leitung wurde ein Prunkwagen erbaut, ruhend auf drei Drachenköpfen, mit einem siebenstöckigen Oberbau. Nachdem so alle Vorbereitungen getroffen waren, wartete man einen glückverheissenden Tag ab, und als ein solcher kam, wurde das Fest abgehalten. Raanadewi wurde bräutlich geschmückt; an ihrem hochzeitlichen Gewande blitzten Diamanten und Smaragde. Darauf geleitete man sie zu dem goldenen Sitz. Die Frauen der Würdenträger gesellten sich zu ihr, und sie strahlte unter ihnen hervor, wie der Mond unter den Sternen. Mukaddeng, von Djajalankara angekleidet, bestieg den Wagen, und wurde unter den Klängen der Musik um die Stadt herum geführt. Es gaben ihm Männer das Geleite, welche feierlich Lanzen, geziert mit Haaren und Federn, trugen, und es schlossen sich die Söhne der verschiedenen Amtspersonen an. Endlich hielt man vor dem Palaste des Fürsten still. Der König erschien und führte den Bräutigam an der Hand die Stufen hinauf; man trat vor den Oberpriester, welcher Mukaddengs Ehebündnis segnete. Darauf wurde er zu seiner Gemahlin geleitet, und er setzte sich neben sie auf den goldenen Sitz. Es wurde den beiden Gatten Reis, vermengt mit Kokosmilch, gewürzt mit Salz und mit Kurkuma gelb gefärbt, in den Mund gegeben. Und es erschienen alte Leute und bestreuten sie mit gelbem Reis, Gebete sprechend, wofür sie reichlich Almosen erhielten. Der Fürst liess die Begleiter des Bräutigams und alles Volk festlich bewirten und vollauf Gaben austeilen. Am Abend wurden die Lichter angezündet, dass der Palast des Königs erstrahlte wie der sternenbesäte Himmel. Endlich wurden die Neuvermählten nach ihrem Gemach geleitet, und sie erfreuten sich ihres Glückes. Nach drei Tagen nahmen sie ein Bad.

Da nun auch Mukaddeng vermählt war, zog es den Djajalankara mächtig nach der Heimat. Er suchte noch seinen

Bruder auf und hielt ihm einen Zuspruch: „Mein Bruder Mukaddeng, du bleibst nun allein beim Könige. Siehe nun, wie du's treibst! Denke stets daran, dass jede schlechte That bei Allah ihren Lohn findet, ja, sei versichert, sie wird hundertfach vergolten werden.“ Mukaddeng antwortete: „O mein Bruder Djajalankara, ich nehme deine brüderlichen Worte dankbar in mein Herz auf. Und ich flehe zu Allah, dass er dir für deine Liebe ein langes Leben schenke. Und ich wünsche sehnlich, dass wir einander wiedersehen mögen!“ So sprach Mukaddeng — mit heuchlerischem Sinn.

Der König von Masere liess es sich nicht nehmen, den Djajalankara durch hohe Würdenträger seines Hofes geleiten zu lassen, und so reiste letzterer diesmal ohne den Drachen.

Nach langer Fahrt gelangte er mit der Prinzessin Raanakassijang in ihre Heimat, nach Madina, Die Leute von Madina erkannten ihre Herrin nicht, sie war ja so lange fortgewesen; dazu hätte niemand geglaubt, dass sie noch am Leben wäre, da doch alle ihre Begleiter den Tod gefunden hatten. Es traf sich, dass der erste Minister von Madina gerade auf der Strasse war, er wollte sich zum Könige begeben; er erblickte die Prinzessin, aber auch er erkannte sie, mit der er doch nach dem Berge der Wunderblume gezogen war, nicht. Da näherte sich ihm die Prinzessin und sprach: „O Minister, wie geht es meinem Vater?“ Da erwiderte der Minister: „Wer ist dein Vater?“ Die Prinzessin: „Ach mein väterlicher Freund, kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin Raanakassijang, die Tochter des Königs von Madina.“ Da kam dem Minister die Erinnerung wieder, er verbeugte sich bis zu den Füssen der Prinzessin: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, königliche Hoheit, dass ich Sie nicht gleich erkannt, ich hätte nicht geglaubt, dass Sie noch am Leben wären.“

Den Leuten, welche sich in der Öffentlichkeit befanden, fiel es höchlich auf, dass der Minister mitten auf der Strasse vor jemand eine solche Verbeugung machte, aber noch weit grösser war ihr Erstaunen und ihre Freude, als sie des Rätsels Lösung erfuhren: Raanakassijang sei heimgekehrt.

Nun aber wünschte die Prinzessin schleunigst ihren Vater zu sehen, dessen Zustand, wie der Minister ihr mitteilte, immer

gleich geblieben war. Es war indes die Kunde von ihrer Ankunft ihr nach dem königlichen Palaste vorausgeeilt, und alle Herren und Frauen des Hofes kamen ihr entgegen. Man umfasste schluchzend vor Freude ihre Füsse und rief aus: „Es ist uns, als hätten wir einen Berg von Smaragd gefunden.“ Aber die Tochter flog zum Schmerzenslager des Vaters und berührte ihn. Er schlug die Augen auf, erblickte sein Kind und zugleich die Wunderblume und war geheilt.

Nun folgten Stunden der reinsten Freude. Die Prinzessin erzählte ihre Schicksale und stellte ihren Beschützer Djajalankara dem Könige vor. Der Herrscher liess Sirih herumreichen und ein festliches Mahl bereiten.

Es ist begreiflich, dass im Herzen des Königs der Wunsch sich regte, Djajalankara möchte sein Schwiegersohn werden, und dieser war einem solchen Ansinnen durchaus nicht abgeneigt, nur wollte er vorher seine Mutter aufsuchen.

So nahm er denn Abschied und machte sich auf die Reise nach der Höhle, die Sakandamaja als Zufluchtsstätte diente. Er langte an. Die Mutter war gerade beim Gebet, sie erflehte Allahs Gnade auf das Haupt ihres Sohnes und bat um ein langes Leben für ihn. Da trat Djajalankara vor sie und machte eine Verbeugung bis zu ihren Füssen. Sie schrak auf und rief: „Wer bist du, junger Mann, was willst du hier?“ Djajalankara erwiderte: „Ich bin dein Sohn Djajalankara.“ Da drückte ihn die Mutter in seliger Freude an ihr Herz und rief: „O, mein Kind, mein Kind, wie lange bist du fortgewesen!“ Djajalankara: „Ja, Mutter, ich bin in der weiten Welt gewesen, und habe all die Offenbarungen der Herrlichkeit Allahs gesehen.“ Und nun erzählte er ihrem horchenden Ohr seine Erlebnisse.

Unterdessen war eine Einladung an Mukaddang und Mukaddeng ergangen, an der Hochzeit ihres Bruders teilzunehmen. Mukaddang begab sich an den Hof von Masere zu Mukaddeng, um gemeinschaftlich mit ihm die Reise nach Madina zu unternehmen. Als sich in einer einsamen Stunde die beiden allein sahen, flüsterte Mukaddang seinem Bruder ins Ohr: „Hör', teurer Bruder, ich weiss, Djajalankara ist gegenwärtig nicht in Madina, er weilt in der Grotte bei seiner Mutter. Wie wär's nun, wenn auch wir zur Höhle eilten, um Holz vor der Mün-

dung aufzuschichten und es anzuzünden? So wären wir Djajalankara und seine Mutter für immer los. Und dann würden wir nach Madina eilen und uns der Braut unseres Bruders bemächtigen." Mukaddeng: „Vortrefflich, lieber Bruder, das ist ganz mein Gedanke, denn wisse, obgleich ich jetzt eine Gemahlin habe, ist die Brunst in meinem Herzen nicht gelöscht, ich glühe nach wie vor für die Prinzessin Raanakassijang".

Der verruchte Plan wurde ausgeführt. Schon züngelten die Flammen, schon drang erstickender Rauch ins Innere der Grotte, schon waren Djajalankara und seine Mutter dem Tode nahe, da erinnerte er sich an seinen Beschützer, den Drachen, und im gleichen Augenblicke war dieser da. Er bohrte mit seinem Schweife ein Loch durch den Berg, und durch dieses trat sein Schützling mit seiner Mutter gerettet ins Freie. „Wollen deine Brüder denn nie von ihrem Hasse gegen dich ablassen", grollte der Drache. „Das ist mein Schicksal", antwortete Djajalankara, ihn besänftigend. Djajalankara äusserte nun den Wunsch, er möchte mit seiner Mutter nach Madina gebracht werden. „Schliesst ihr beide die Lider, denkt an Madina und macht dann die Augen wieder auf", sagte der Drache. Das geschah. Wie sie wieder aufblickten, waren sie im königlichen Palaste von Madina, Djajalankara sass neben dem König, die Mutter neben der Prinzessin, zu männiglichs Verwunderung.

Unterdessen standen Mukaddang und Mukaddeng vor der Höhle und sahen dem Feuer zu. Als es lange genug gebrannt hatte, frohlockten sie: „Jetzt ist's aus mit den beiden! Wohlan nun nach Madina, zur Prinzessin!" Sie begaben sich nach Madina, traten in den Palast und sahen — den Djajalankara. Dieser erblickte sie und sprach: „Woher kommt ihr, was wollt ihr?" Sie antworteten: „Ei, wir kommen zu deiner Hochzeit." Da wallte es doch auf im Herzen Djajalankaras, die Frevelthaten seiner Brüder zogen an seinem Geiste vorüber, aber gleich gewann die versöhnliche Stimmung wieder die Oberhand, er redete mit den beiden, als ob nichts geschehen wäre.

Die Kunde von der Heimkehr des Djajalankara und all den wunderbaren Ereignissen drang auch nach Tjinasumpe. Da wurde dessen Herrscher plötzlich, ohne die Wunderblume gesehen zu haben, gesund.

In Madina traf man nun die Vorbereitungen zur Vermählung. Es wurde eine grosse öffentliche Halle gebaut, alle Umzäunungen und Brücken wurden neu hergerichtet. Für den Unterhalt der Arbeiter wurden fortwährend Büffel, Rinder, Hirsche, Ziegen, Schafe, Hühner, Enten hergeschafft, die Fische gar nicht zu nennen, Als Hochzeitsbitter gieng der Drache von Land zu Land: „Ihr Könige", so verkündete er, „kommt nach Madina, zur Hochzeit des Djajalankara, kommt und huldigt ihm. Gehorcht ihr nicht, so verwüste ich euch Stadt und Land und verzehre alle Bewohner." Auf solche Worte hin machten sich die Herrscher schleunigst auf den Weg nach Madina, kostbare Gaben der Huldigung mitführend. Zuerst trafen die Könige von Parangi und von Masere ein. Darauf erschien der König Adjang. Es war ein herzerhebender Anblick, da der Vater und die drei Söhne einander wiedersahen, einander unter Freudenthränen umarmten und küssten. Nun rückten auch die übrigen Fürsten, einer um den andern, ein. Auf Djajalankaras Geheiss wurde für die hohen Gäste eine mächtige öffentliche Halle gebaut, zehnmal grösser, als die, welche der König von Madina hatte errichten lassen, sowie für jeden Herrscher ein besonderer Palast; man sah hundert solcher aus dem Boden herauswachsen.

Alle diese Könige strengten sich nach Kräften an, die Feier zu verherrlichen. Für den Festzug liess sich jeder ein besonderes Fahrzeug machen. Das eine erhielt als Verzierung eine sich in einander windende Schlange, das andere einen schwebenden Greifen, das dritte einen Pfau, der das Rad schlug, das vierte einen Regenbogen als Drachen gedacht, wieder ein anderes einen fliegenden Löwen. Djajalankara liess für sich einen Prunkwagen bauen, Pantjaparasada geheissen. Der Oberbau, über den ein Greif mit sieben Köpfen seine Flügel hielt, war siebenseitig und hatte sieben Stockwerke. Die sieben Wände waren aus verschiedenfarbigem Glas, die eine weiss, die andere rot, die dritte violett, die vierte rosa, die fünfte blau, die sechste grün, die siebente gelb. Auf den Stockwerken befanden sich Sitzreihen, eine war bestimmt für vierzig Söhne fürstlicher Abkunft, eine andere für vierzig Söhne von Räten, wieder eine für Söhne von Kriegsobersten, und endlich die letzte für Söhne von Kaufleuten; die ersten vierzig hatten Sirihdosen, die zweiten

Fächer, die dritten Elfenbein, die vierten Fussbekleidungen zu tragen.

Nun kam der festliche Tag. Die Prinzessin Raanakassijang wurde bräutlich geschmückt, an ihrem buntfarbigen Hochzeitsgewand blitzten Diamanten, Smaragde, Rubine, Perlen, Saphire, Topase. Und die Prinzessin selber war liebreizend, wie niemand sonst auf der Welt, ihr Antlitz strahlte wie der Vollmond. Es gereichte zum höchsten Entzücken, sie anzuschauen, man konnte sich des Anblickes nicht ersättigen, es war, als sei man in himmlische Sphären entrückt.

Während so Raanakassijang angekleidet und dann zu ihrem Sitze geleitet wurde, schmückte man auch den Djajalankara, man legte ihm ein königliches Gewand an und setzte ihm eine goldene Krone aufs Haupt, und alles stand ihm vortrefflich. Jetzt bestieg Djajalankara den Prunkwagen, und auch die Söhne der Fürsten, Räte, Kriegsgrossen und Kaufleute nahmen, gechmückt mit gelben Schultertüchern, ihre Sitze ein. Nun ordneten sich auch die Lanzen-, Schild- und Fahnenträger, sowie die Fürsten mit ihren Fahrzeugen, und der Zug setzte sich unter den Klängen der Musik in Bewegung, siebenmal gieng es um die Stadt herum. Alle Einwohner, Jung und Alt, sogar die kleinen Kinder, Menschen, die sonst nie das Haus verliessen, Jungfrauen, die sich nie in die Öffentlichkeit wagten, alles strömte herbei, um das seltene Schauspiel anzusehen. Endlich hielt der Zug vor dem Palaste des Königs still. Der Herrscher erschien und führte den Bräutigam die Stufen hinauf, man trat vor den Oberpriester, welcher Djajalankaras Ehebündnis segnete. Darauf wurde er zu seiner Gattin geleitet, und er setzte sich neben sie. Djajalankara war anzusehen wie die Sonne, seine junge Gemahlin wie der Mond, und alle die Leute um sie herum wie Sterne. Es wurde den beiden Gatten Reis, vermengt mit Kokosmilch, gewürzt mit Salz und mit Kurkuma gelb gefärbt, in den Mund gegeben; darauf wurden sie mit Rosenwasser besprengt. Und es erschienen arme alte Leute und bestreuten sie mit gelbem Reis, Gebete sprechend, vorzubeugen, dass nicht etwa die bösen Wesen, aus Neid über ihr Glück, ihnen den Lebensgeist raubten. Dafür bekamen diese Alten vom Könige reichliche Gaben. Der Herrscher liess

auch die Schatzkammern öffnen und unter die vornehmen Gäste Ehrenkleider, unter das gewöhnliche Volk Geld austeilen, mit so verschwenderischer Freigebigkeit, dass in diesen Tagen, da Djajalankara Hochzeit hielt, die Armen reich wurden. Ein glänzendes Freudenmahl beschloss das Fest.

Es wurde Abend. Lampen und Fackeln wurden angezündet. Djajalankara geleitete seine Gattin in sein Gemach. Liebkosend flüsterte er: „Du Freude meiner Augen, du Schatz meiner Seele, träufle dein Mitleid auf mich, werde das Heilmittel für den Sehnsuchtsschmerz meines Herzens!" Aber Raanakassijang wandte sich ab und schluchzte. Djajalankara: „Was soll das bedeuten? Hast du etwas wider mich?" Raanakassijang: „Nein, nein, Geliebter. Aber es thut mir so weh, dass meine Mutter nicht mehr da ist, dass sie mein Glück nicht hat miterleben können." Djajalankara tröstete seine Gemahlin mit liebevollen Worten, darauf suchten sie die Lagerstätte auf, die mit siebenfachem Vorhang umgeben war, und freuten sich ihres Glücks.

Am andern Morgen wuschen sie sich das Gesicht, und nach drei Tagen nahmen sie ein Bad. Sie wurden mit einer Essenz, bereitet aus der Agilapflanze, geschminkt und mit Rosenwasser besprengt. Zuletzt trug man sie in feierlichem Zug um die Stadt herum.

Jetzt war die Zeit gekommen, dass der König von Madina den Djajalankara zu seinem Nachfolger erklären wollte. Man begab sich nach der öffentlichen Halle. Die Reichskrone und die übrigen Abzeichen der Herrscherwürde wurden hergeschafft und Djajalankara und Raanakassijang wurden damit geschmückt. Darauf geleitete man sie zum Throne. Der König von Madina selber stieg hernieder und huldigte als der erste dem Djajalankara, seinem Beispiele folgten dann die andern Könige, die Räte, Reichsgrossen, zuletzt das gesamte Volk.

Die Tage vergiengen. Einst, als die beiden Gatten im vertrauten Gespräche beieinander sassen, sagte Djajalankara: „Raanakassijang, dein Vater dauert mich, er ist ohne Gattin, und auch meine Mutter ist einsam, wir wollen die beiden zusammenführen." Dieser Vorschlag leuchtete Raanakassijang sofort ein. Und da auch Djajalankaras Mutter und Raana-

kassijangs Vater freudig einwilligten, so wurde bald eine vierte frohe Hochzeit abgehalten. Der Oberpriester kam und sprach die Segensgebete. Am Schlusse rief das Volk „Amen". Djajalankara teilte Gold und Silber aus.

Der Vater des Djajalankara hatte zwar Einwendungen gegen diese Hochzeit erhoben, denn es hatte ihn gekränkt, dass Djajalankara so über eine Frau verfügte, die eigentlich die seine war. Aber Djajalankara wies daraufhin, dass er ja Sakandamaja verstossen, und also keinen Anspruch mehr an sie habe. Da gab er sich zufrieden.

Nun reihte sich noch Fest an Fest. Endlich aber gedachten die anwesenden Könige doch der Heimkehr. Sie begaben sich zu Djajalankara, um von ihm Abschied zu nehmen. Auch Mukaddang und Mukaddeng fanden sich ein, sowie die Herrscher von Masere und Parangi. Da sprach Djajalankara folgendermassen zu der Versammlung: „Vernehmt, ihr Fürsten, was mein Wille ist. Ihr habt Jahr für Jahr Gaben der Huldigung hieher nach Madina zu schicken; wer dieses Gebot missachtet, dem wird der Drache das Land verwüsten. Masere hat von jetzt an meinem Bruder Mukaddeng, Parangi meinem Bruder Mukaddang als seinem Herrscher zu gehorsamen. — Euch aber, meine Brüder, lege ich ans Herz, dass ihr eure argen Sünden bereut und euch bessert, dann wird euch Allah wieder in Gnaden annehmen. Vergesst nie den Spruch: Wer seinem Nebenmenschen Böses thut, wird schon in dieser Welt seine Strafe finden, wer ihm Gutes erweist, wird bereits hienieden seinen Lohn empfangen." Und weiter noch erzählte Djajalankara seine Geschichte und die Thaten seiner Brüder vor den Ohren der ganzen Versammlung. Mukaddang und Mukaddeng senkten ihr Haupt vor Scham, dass nun die ganze Welt um ihre Schlechtigkeit wusste, und sie bereuten ihre Schuld. Die übrigen Anwesenden aber vergossen bald Thränen des Mitleids um Djajalankaras Leidensschicksale, bald priesen sie seinen Heldensinn.

Nun kehrten alle Fürsten heim. Sie hielten getreulich, was ihr Oberherr geboten.

Für seine Mutter und ihren Gemahl liess Djajalankara einen prächtigen Palast bauen. Da wohnte nun das alte Königspaar und lag Tag und Nacht frommen Übungen ob.

Djajalankara herrschte mit Macht und Gerechtigkeit über das Reich Madina. So lange seine Hand das Scepter trug kamen seine Unterthanen nie in den Fall, ein Wort der Unzufriedenheit zu äussern.

Das ist die Geschichte vom Djajalankara.

Anhang.

Wörtliche Übersetzung einiger Stellen.

Pp. Dj. S. 1.

Im Namen des barmherzigen und mitleidigen Gottes; und zu ihm rufen wir um Hülfe [1]). Das Folgende erzählt die Geschichte von Djajalankara. Verschiedene grosse Könige, welche Kronen trugen, folgten der Herrschaft des Djajalankara. Und dieser Djajalankara war ein Mensch rechtschaffenen Sinnes, und gerecht waren seine Beschlüsse gegen alle Einwohner seines Landes und gegen seine Kindsmägde und Ammen und seine Geschwister.

[Erstes] Hauptstück. Es wird seine Geschichte erzählt. Es war ein König in einem Lande, welches Tjinasumpe hiess. Und der Name des Königs lautete Fürst Adjang. Gross war seine Königsherrschaft, sie erstreckte sich über dem Winde und unter dem Winde [2]). Es verbreitete sich die Kunde von ihm nach allen Ländern, [die Kunde] von seiner Rechtschaffenheit und Freigebigkeit gegen alle Bettelmönche und Armen. Dieser König nun war schon längst vermählt, mit der Fürstentochter Sakandamaja, aber es waren nicht Kinder von ihnen. Nun war nicht etwas gleich dem Kummer des Herzens der beiden Gatten, [da] sie sich sehr nach Kindern sehnten. Plötzlich geschah es, dass es sich regte im Sinne des Königs: „Es ist wohl gut, dass ich noch eine Frau nehme, vielleicht bekomme ich [dann] Kinder. Denn, wenn ich keine Kinder habe, so hat meine Königswürde keinen Nutzen. Wenn ich sterbe, so habe ich keinen Nachfolger.“ Nun heiratete er wirklich eine Fürstentochter.

[1]) Dieser einleitende Spruch ist in arabischer Sprache gegeben.

[2]) Diese eigentlich malaiische Phrase erklärt jedes malaiische Wörterbuch.

Und mehrere Monate ungefähr war Fürst Adjang mit dieser Fürstentochter verheiratet, da wurde diese Fürstentochter schwanger. Eine gewisse Zeit lang war sie schwanger, [da] gebar sie einen Sohn. Er wurde vom König Mukaddang genannt. Nach einer gewissen Zeit wurde sie wieder schwanger. Das war geschehen [= Da, dann], sie gebar wiederum einen Sohn. Er wurde vom Könige wiederum [dieses „wiederum" muss in freierer Übersetzung wegbleiben] Mukaddeng genannt. Und diese Kinder, gleich war das Aussehen der zwei Brüder. Und dieser König, nicht kann genannt werden seine Freude, zu sehen seine Kinder [= seine Freude an seinen Kindern].

Pp. Dj. S. 12.

Dieser Djajalankara und seine Mutter blieben im tiefen Wald, verlassen vom Minister. Da war es in ihrem Sinn [= Da dachte sie]: Dieser mein Verbleib [= Wenn ich hier verbleiben wollte], viele Menschen wissen, dass ich hier bin, denn viele Menschen waren beim Minister, mich hieher bringend". Das war geschehen [= Da], sie nahm den Djajalankara und trug ihn auf den Armen und gieng fort. Ungefähr eine Strecke von sieben Tagen [und] sieben Nächten wurde [von ihr] gegangen. Es wurde von Allah dem Allerhöchsten verhängt, dass sie eine Felsenhöhle traf. Und diese Felsenhöhle war drinnen ganz sauber und eben. Sie gieng hinein in die Höhle, sie mit ihrem Kinde. Das war geschehen, ihr Sinn sagte [= Da sprach sie bei sich]: „Hier ist es gut, dass ich bleibe. Hier werde ich nicht getroffen von Leuten aus dem Lande meines Gatten. Es ist zu fürchten, es könnte in seinem Sinn sein [= es könnte ihm in den Sinn kommen], er wolle befehlen sein Kind zu suchen, der König. [Aber] ich werde nicht getroffen werden, denn ich habe den Platz verlassen, [wo] mich der Minister zurückgelassen hat.

Da überfiel Ermüdung die Mutter des Djajalankara infolge der Wanderung. Sie setzte ihr Kind auf einen Stein. Djajalankara weinte; [denn] er wollte saugen, aber die Mutter hatte keine Milch, [ihre Brust] war trocken, weil sie nicht gegessen [und] nicht getrunken hatte. Da schwand die Ermüdung. Sie nahm ihr Kind und legte es an die Brust. Djajalankara

weinte, weil nicht Milch der Mutter war. Da sprach seine Mutter: „O mein Kind, was soll ich mit dir anfangen, Kind? Woher sollte das Sein meiner Milch sein? [= Woher sollte ich Milch haben?]“

Pp. Dj. S. 25.

Es sprach die Prinzessin: „O mein Vater, wo sind die Lanzenträger [und] die Schildträger?“ Der erste Minister sprach: „O meine Herrin, Prinzessin, weg sind diese Ihre Diener, alle sind tot!“ Da wanderte die Prinzessin in fortwährendem Marsche weiter, bis sie zu dem Aufenthaltsort der wilden Tiere gelangte. Alle wurden von den Tigern gefressen, die Kriegsleute [und] die Menge [= das übrige Volk]. Da sah sich der Minister nach rechts [und] nach links um, aber er sah von Kriegsleuten nicht einmal ein einziges Individuum. Der Minister sprach: „O meine Herrin, Prinzessin, die Kriegsleute sind nicht [mehr], alle sind von den Tigern gefressen. Nur uns zwei haben die Tiger nicht gefressen.“ Die Prinzessin schaute nach rechts [und] nach links, es waren in Wahrheit die Kriegsleute nicht mehr. Die Prinzessin sprach: „O mein Vater, Minister, was erreicht Ihr Denken?“ [= was haben Sie für eine Idee, was meinen Sie, dass man thun solle]. Der Minister sprach: „Nicht [= Nichts anderes] erreicht mein Denken, sondern nur was immer Sie wünschen, Fürstin, das werde ich thun. Aber, dieses Land Masere ist noch sehr weit entfernt, und wir haben keine Kriegsleute [mehr]. Viel näher ist unser Zurückkehren als unser Weitergehen nach Masere. Da sprach die Prinzessin: „Wenn so Ihre Rede ist [= wenn das Ihre Ansicht ist], Vater, so ist es wohl gut, dass Sie zurückkehren, um nach dem Lande zu sehen, und dass Sie sehr gut den König behüten. Es muss, ich ahne es, Unordnung zunehmen [= eine immer wachsende Unordnung sich zeigen] unter dem gemeinen Volk, wenn Sie es nicht regieren.

Pp. Dj. S. 75 unten:

[Neues] Kapitel. Die Erzählung geht wieder [zu etwas anderm] über, sie geht zu den Katzen. Diese Katzen, welche geschickt [1]) waren von Djajalankara, den Drachen wecken

[1]) Ich konjiziere „nisurowa“ statt „nisurona“.

zu gehen, kamen hin in die Nähe des Drachen. Sie sahen den Drachen, dass sehr tief sein Schlaf war. Da sprach die schwarze Katze zur weissen Katze: „Weck' du ihn!" Da sprach hinwiederum die weisse Katze: „Ich will ihn nicht wecken, ich fürchte mich." Da sprach wiederum die weisse Katze zur schwarzen Katze: „Weck' du ihn!" Da sprach wiederum die schwarze Katze: „Du, gut!" [= Wecke du ihn lieber], denn ich, ich fürchte mich." So war ihr fortwährendes gegenseitiges Zuschieben, bis es nicht geschah, dass sie den Drachen weckten, bis er [von selbst] erwachte. Es war geschehen, er sah [= Als er sah], dass die Katzen vor ihm waren, der Drache war betroffen, und er sprach: „Was wollt ihr, dass ihr gekommen seid? Wo ist jetzt die Prinzessin und Djajalankara?" Da sprachen die Katzen: „Sie sind noch dort, wo wir sie verlassen haben, oben auf dem Berge. Denn sie haben uns befohlen, hieher zu gehen, dich zu wecken, aber wir scheuten uns dich zu wecken, denn sehr tief war dein Schlaf." Da sprach der Drache: „O schwarze Katze, weisse Katze, geht ihr für mich Djajalankara und die Prinzessin zu suchen. Und wenn ihr sie nicht findet, so fresse ich euch. Geht nun sogleich!" Der Drache eilte zu gehen zu seinem von jeher gewohnten Aufenthalt, zu warten auf die Katzen. Und es eilten auch die Katzen zum Berge zu gehen. Sie giengen hinauf, [aber] gar keinen Menschen sahen sie. Da wurde bekümmert das Herz der beiden, und sie sprachen bei sich: „Wenn wir nicht treffen den Djajalankara, so frisst uns der Drache." Da suchten sie, überall hingehend. Sie streiften über den ganzen Berg, und suchten sie, aber sie fanden die Prinzessin und den Djajalankara nicht. Da stiegen sie hinunter an den Fuss des Berges und suchten und fanden sie auch [da] nicht.

Malaio-polynesische Forschungen

von

Prof. Dr. R. Brandstetter.

Erste Reihe.

I. Der Natursinn in den ältern Litteraturwerken der Malaien.
II. Die Beziehungen des Malagasy zum Malaiischen.
III. Die Geschichte von Hang Tuwa; ein älterer malaiischer Sittenroman ins Deutsche übersetzt.
IV. Die Geschichte von König Indjilai; eine bugische Erzählung ins Deutsche übersetzt, zugleich ein Hilfsmittel für das Studium der bugischen Sprache.
V. Die Gründung von Wadjo; eine historische Sage aus Südwestcelebes, ins Deutsche übertragen.

Zweite Reihe.

I. Die Geschichte von Djajalankara; ein makassarischer Roman, in deutscher Sprache nacherzählt.

Germanistische Forschungen

von

Prof. Dr. R. Brandstetter.

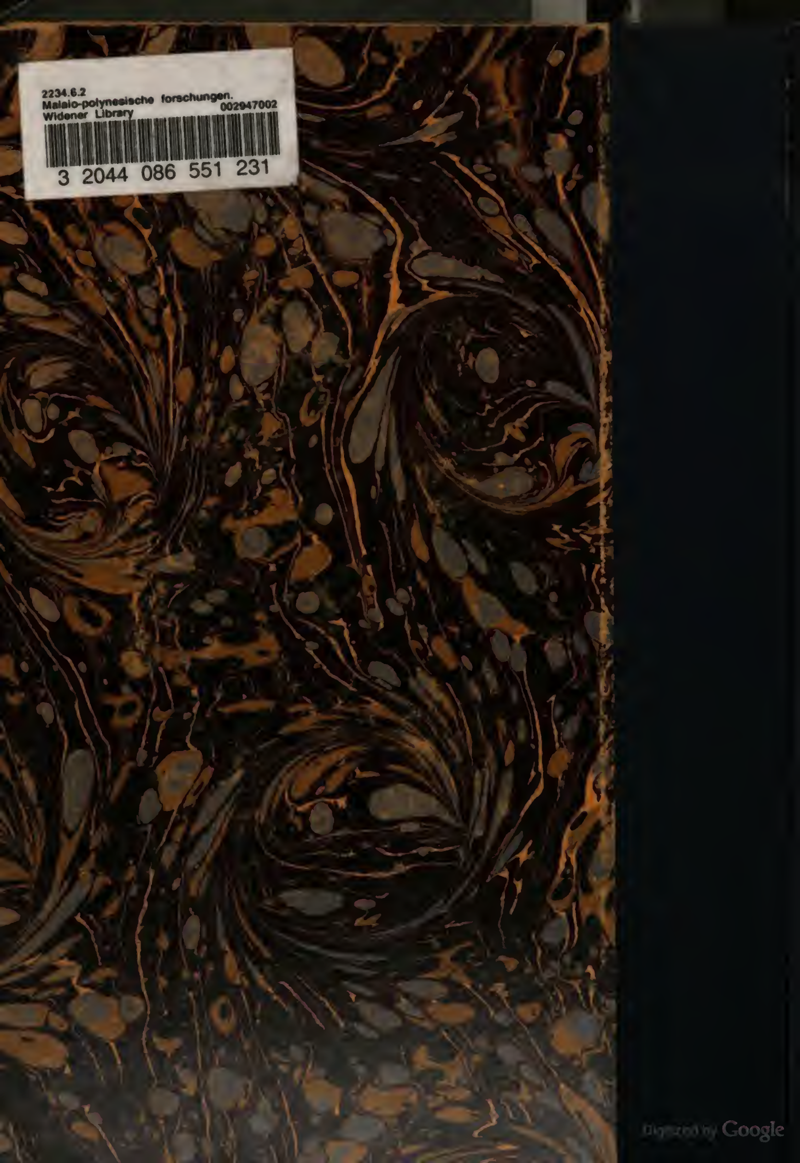
I. Die Zischlaute der Mundart von Bero-Münster.
II. Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart.
III. Die Luzerner Kanzleisprache, 1250—1600.
IV. Die Rezeption der neuhochdeutschen Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern, 1600—1830.
V. (In Vorbereitung): Geschichte der zentralschweizerischen Rechtssprache, 1252—1798.

Zu beziehen

durch *die Buchhandlung Geschw. Doleschal (Nachfolger J. Eisenring), Luzern.*

Typ. J. Schill, Luzern.





2234.6.2
Malaio-polynesische forschungen.
002947002
Widener Library
3 2044 086 551 231
Digitized by Google